https://uni-koeln.zoom.us/j/9232702187?
pwd=LzM4bjFoYkVhb1A3cFRDZk51SHhSQT09
FAUX
AUX
PRISONS
OVERBOARD!

https://uni-koeln.zoom.us/j/9232702187?pwd=LzM4bjFoYkVhb1A3cFRDZk51SHhSQT09

Eine Anthologie von Texten aus dem Proseminar ‚Zur Verteidigung des Unseriösen. Wahrheit, Fiktion, Autofiktion' im Sommersemester 2020, year of pandemic no. 9 (more likely to follow)

Mit Texten von

Helena B.
Ridouan Botrahi
Katharina Büttgen
Johanna Cyrkel
Chiara Galante
Elisabeth Janzen
Luise Leweke
Kira Moser
Helena N.
Claudia Psyk
Sarah Thoms
Saskia Walsdorf
Hanna Winther
Sophie Zimmer

Universität zu Köln, Institut für Kunst & Kunsttheorie, Dozentin: Eva Hegge

Chiara Galante *Avocado hakt*
3
Hanna Winther *Zwischen Familiengeschichten*
8
Sophie Zimmer *hin ~~ein~~ gezogen*
12
Ridouan Botrahi *Der Mond*
18
Kira Moser *Ein paar Tage im Schatten der Hypochondrie*
21
Helena N. *Neue Liebe?*
25
Sarah Thoms *six to twelve*
30
Saskia Walsdorf *4 Uhr 30*
33
Elisabeth Janzen *der körper*
36
Helena B. *Sprite und Polo*
39
Claudia Psyk *Fraktur*
45
Luise Leweke *Mistakes*
52
Katharina Büttgen *Viel*
58
Johanna Cyrkel *In Zeiten von Corona*
61

Avocado hakt

Chiara Galante

Ich werde wach.

Erst mal einen Kaffee.

Ich gehe in die Küche und mache den Wasserkocher an. Ich bereite den Filter vor. Während das Wasser durch den Filter läuft, mache ich mir was zu frühstücken.

Ich nehme meinen Kaffee und mein Frühstück und gehe wieder zurück ins Bett. Ich entsperre mein Tablet und mache die nächste Folge von einer Serie an, die ich im Moment auf Netflix gucke. Die leere Tasse und den leeren Teller stelle ich auf meinen Nachttisch zu weiterem dreckigem Geschirr.

Pling

Es ist eine Nachricht gekommen. Genauer gesagt eine Sprachnachricht. Diese Sprachnachricht ist vier Minuten lang.

Eine Freundin fragt mich, was ich in meinen Semesterferien mache und wie es mir geht.

Ich antworte ihr, dass ich gar keine Semesterferien hätte, weil ich so viele Prüfungen habe, aber mir ginge es gut.

Nach der Folge raff‘ ich mich auf und gehe duschen.

Ich habe schon wieder kein Duschzeug gekauft. Naja, dann halt wieder mal das Papaya-Ananas-Shampoo für glänzendes Haar für den ganzen Körper benutzen.

Nach Pinacolada duftend suche ich mir meine Anziehsachen direkt vom Trockenständer.

Ich finde keine sauberen Socken was nun. Ich sehe mehrere schon benutze Socken auf den Boden liegen. Ich nehme mir zwei die zusammengehören, rieche kurz dran und ziehe sie dann an.

Ich muss los zur Arbeit.

Ich packe schnell so viel dreckige Wäsche vom Boden in meinen Wäschekorb, dass es für eine Maschine reicht. Denn ich habe ein System, wenn ich Wäsche waschen muss, nehme ich die Wäsche mit aus meiner Wohnung, wenn ich sowieso das Haus verlassen muss. Meine Waschmaschine ist im Keller. Dann wenn ich nach Hause komme, kann ich sie wieder mit hochnehmen und bin nicht extra gelaufen.

22 Uhr ich bin fertig mit arbeiten. Auf dem Weg nach Hause überlege ich mir schon mal, was ich essen könnte. Problem, ich habe fast nichts mehr im Kühlschrank.

Ich bin zu Hause. Erst mal Schuhe und Socken aus. Ich lasse sie mitten im Zimmer liegen.

Ich gehe in die Küche und sehe ich habe grade noch genug für ein Käsebrot im Kühlschrank.

Also mache ich mir ein Käsebrot. Währenddessen kommt mir ein Lied von früher in den Sinn.

Käsebrot ist ein gutes Brot
Käsebrot ist ein super Brot
Super sexy Käsebrot

Ich gehe ins Bett und starte die nächste Folge auf meinem Tablet.
Den leeren Teller stelle ich auf die linke Bettseite ab, denn mein Nachttisch ist schon voll.

Ich werde wach.

Erst mal einen Kaffee.

Während ich mir Frühstück mache, gehe ich im Kopf schon mal meinen Plan für heute durch. Ich habe mir fest vorgenommen, heute mit dem Lernen zu beginnen.

Ich nehme mein Frühstück und gehe wieder ins Bett. Ich mache die nächste Folge an und überlege, was ich nach dem Duschen als Erstes mache.

Denn leeren Teller stelle ich auf die linke Seite vom Bett ab.

Nachdem ich schon wieder das Haarshampoo für den Körper benutzen musste, habe ich heute auch noch einkaufen auf meine To-Do-Liste im Kopf hinzugefügt.

Die Anziehsachen auf dem Trockenständer sind noch feucht, aber meine Körperwärme wird sie schon trocken kriegen. Unterhose und Socken nehme ich mit ins Bad und föhne sie trocken. Die restlichen Kleidungsstücke ziehe ich an, obwohl sie noch feucht sind.

Ich setze mich an den Schreibtisch und überprüfe die Unterlagen für die nächste Prüfung. Von zwei Tagen fehlen die Unterlagen.

Ich suche mein Handy. Dreimal durchs Zimmer gelaufen und endlich gefunden.

Ich schreibe einer Kommilitonin, ob sie mir die Unterlagen schicken kann. Da ich das Handy ja schon in der Hand habe erst mal Instagram checken.

Die Hälfte der Storys zeigen Urlaubsbilder und die andere Hälfte zeigt Getränke und Essen, Katzen oder Hunde oder wie busy man ist.

Ich finde es faszinierend woher die Leute so viel Geld und so viel Zeit nehmen, um so oft in den Urlaub zu fahren.

Nach einer halben Stunde, in der ich mir die verschiedensten Beiträge auf Instagram angeguckt habe

Pling

Eine Antwort meiner Kommilitonin. Es sind mehrere Fotos von den Unterlagen, die mir fehlen. Außerdem fragt sie mich, wie ich mit dem Lernen vorankomme.

Ich antworte ihr, dass ich gut in meinem Lernplan bin und bedanke mich.

Nachdem ich das dritte Video von einer Katze gesehen habe, die sich vor einer Gurke erschreckt. Entscheide ich mich erst einkaufen zu gehen und danach meinen Lernplan zu entwerfen.

Ich packe mir meinen Jutebeutel und gehe zum nächsten Supermarkt.

Ich stehe vor der Sojamilch und überlege, ob ich noch eine zu Hause habe. Lieber eine mitnehmen. Ich klemm‘ sie unter den linken Arm, hier habe ich auch schon Brot, Käse und Frischkäse deponiert. Im rechten Arm halte ich Eier, Saft, passierte Tomaten und eine Avocado in der Hand.

Ich gehe durch den Nudelgang und versuche mit beiden vollen Händen eine Packung zu greifen. Dabei habe ich direkt ein GIF von einem T-Rex, der versucht in die Hände zu klatschen, vor Augen.

Ich falle fast mit meinen Einkäufen auf das Band an der Kasse. Die Kassiererin begrüßt mich und in meinem Kopf höre ich den Startschuss, ähnlich wie beim Pferderennen. Es ist ein Wettrennen zwischen mir und der Kassiererin. Sie versucht so schnell wie möglich alle Warenartikel zu scannen und ich, sie in der gleichen Zeit in meinen Jutebeutel zu packen. Sie hätte fast gewonnen, aber bei der Avocado hakt der Scanner. Wir werden gleichzeitig fertig.

Wieder zu Hause verstaue ich die Einkäufe und gönne mir eine wohlverdiente Pause.

Ich nehme mir ein Glas Wasser und gehe damit ins Bett und gucke eine weitere Folge. Ich gucke auf die Uhr, denn ich habe Hunger. Ja es ist Zeit für Mittagessen. Ich habe Lust auf eine Falafeltasche.

Beim Dönermann meines Vertrauens bestelle ich mir eine Falafeltasche zum Mitnehmen.

Wieder zu Hause nehme ich die Falafeltasche mit ins Bett und starte eine neue Folge. Die Aluminiumfolie knülle ich zu einem Ball und lege sie auf die benutzten Teller.

Bevor ich anfange zu lernen, mache ich erst mal einen Powernap. Ich stelle meinen Handywecker für in einer halben Stunde und kuschele mich ins Bett.

Der Wecker klingelt. Ich drehe mich zum Wecker und drücke den Snooze Button. Das mache ich drei Mal und dann stehe ich auf.

Jetzt erst mal einen Kaffee und dann geht es los.

Ich setze mich mit Kaffee an den Schreibtisch und erstelle mir einen Lernplan für die nächsten zwei Wochen.

Ich suche meine bunten Stifte, damit ich den Lernplan farblich gestalten kann.

Der Lernplan ist erstellt und bunt. Ich hänge ihn mir gut sichtbar an die Pinnwand über meinen Schreibtisch.

Ich überlege kurz, ob ich mit dem Lernen anfangen soll oder noch eine Folge gucken soll.

Ach was erst mal eine rauchen gehen.

Zurück im Zimmer steuere ich das Bett an. Ich sehe mich im Zimmer um. Überall liegen dreckige Anziehsachen und benutztes Geschirr steht rund ums Bett.

Ich ärgere mich kurz über mich selbst, schiebe es dann aber mit dem Gedanken beiseite, dass ich ja im Lernstress bin.

Ich lege mich aufs Bett und starte die nächste Folge.

Zwischen Familiengeschichten

Hanna Winther

Während meine Mutter die letzten Vorbereitungen traf und mich unterdessen in regelmäßigen Abständen anwies, dieses und jenes noch zu erledigen, starrte ich auf eine übriggebliebene Einladung, die auf der Bank eines unserer Küchenfenster lehnte. Ich schlug Sahne, das war eines der Dinge, die ich gerne erledigte, bevor Gäste kamen. Dabei machte ich es immer, wie es mir meine Großtante gezeigt hatte, nie ganz steif, sondern noch ein bisschen weicher, gerade so, dass sie beinahe vom Kuchen herunterfließt. Ein traniger Spritzer landete auf dem Briefumschlag und glänzte mir in der Sonne entgegen und ich dachte, dass es dieses Jahr wie jedes Jahr werden würde. Auf der linken Seite des mit bunten Kerzen geschmückten Esstischs im Wohnzimmer würde die Familie meiner Mutter sitzen, denn sie kam jedes Mal absehbar pünktlicher als die Familie meines Vaters, und setzte sich an die, im Mai, sonnigere Seite des Esstischs. Die Familie meines Vaters würde sich auf der rechten Seite niederlassen und ich als Geburtstagskind würde in der Mitte sitzen und wenn alle, nach anfänglichem Zögern mit ihrem Sitznachbarn ins Gespräch über die letzten Urlaube kämen, würde ich immer noch an meinem Platz, auf dem alten *Tripp Trapp* sitzen, der zu größeren Feiern immer aus dem Kabuff geholt wird, *dazwischen*. So ist es bis jetzt, seit ich denken kann, gewesen und ich wusste, als ich da an der Küchenplatte stand und die Sahne schlug, dass es auch an diesem Sonntag, gleich um 16 Uhr, wieder so sein würde. Mein Geburtstag, eigentlich ein schöner Tag, ist jedes Mal wieder ein bisschen komisch, wenn beide Familien, in denen ich mich zwar gleichermaßen wohl und zu denen ich mich gleichermaßen zugehörig fühle, die ich jedoch sonst ausschließlich allein sehe, aufeinandertreffen. Es kommt mir vor, als ob ich nicht richtig meiner Rolle in der einen Familie oder aber der in der anderen Familie entsprechen kann, was merkwürdig ist, denn sonst habe ich an keinem Tag im Jahr das Gefühl, eine Rolle zu spielen.

Die Familie meiner Mutter besaß früher ein Hotel, in dem sich das gesamte Familienleben abspielte, direkt am Bahnhof und mit Türmchen auf der Ecke. In diesem Haus, in dem heute zwar keine Hotelzimmer mehr sind, sondern nur vermietete Wohnungen, gibt es immer noch Räume wie den *Spiegelsaal* und das *Damenzimmer*.

In der Familie begrüßen wir uns mit Küsschen links und Küsschen rechts, dabei erinnere ich mich noch, wie komisch meine Freundinnen geguckt haben, als mich meine Großtante das erste Mal von der Schule abgeholt hat und mich vor den Augen meiner Mitschüler auf diese Art und Weise empfing. Mit der Familie meiner Mutter gehen wir in schicke Restaurants, und zum Geburtstag wird jedes Jahr ein Erdbeerkuchen mitgebracht, der von *Fassbender* mit Marzipanrand, denn in dieser Familie backt man üblicherweise keine Kuchen selbst – nicht, weil man selbst gebackene Kuchen nicht zu schätzen weiß, sondern weil man es durch die, im damals bestehenden Hotel anwesenden Bediensteten,

nicht gelernt hatte. Nur einmal habe ich mit meiner Großtante gebacken, keinen normalen Apfelkuchen, sondern *Tarte Tatin*. Ich glaube, bis auf diese Ausnahme, wurde ihr Backofen noch nie für etwas anderes genutzt als für die alljährliche Gans zum ersten Weihnachtstag.

Bis vor einigen Jahren wurden die notwendigen Lebensmittel von meiner Großtante ausschließlich in der Feinkostabteilung im Bonner Kaufhof eingekauft. Fehlte noch etwas, tat es auch mal das Geschäft in der Stadt, als ich ihr jedoch von Supermärkten erzählte, die ihre Waren nicht ausräumen, sondern direkt *aus dem Karton* verkaufen, konnte sie dies gar nicht glauben und es wurde zeitnah ein Ausflug geplant, um sich dieses *Kuriosum* mit eigenen Augen anzusehen. Sowieso werden in dieser Familie mit Vorliebe Ausflüge unternommen. Am liebsten vornehm, gerne ins Museum oder Theater. Fängt es auf diesen Ausflügen an zu regnen, hört man von meiner Großtante stets: „Hu, mein liebes Gesicht darf nicht nass werden“ und es wird versucht, möglichst schnell ein Café zu finden, dass den Ansprüchen genügt. Generell haben wir in der Familie meiner Mutter viele Rituale, die sich neben solchen fest verankerten Gepflogenheiten auch in alljährlichen Veranstaltungen wiederfinden – Ostereierfärben, ausgestattet mit allen nur erdenklichen Färbemitteln, die Familienmesse anlässlich des Todestags meines Großvaters, eine Schifffahrt mit anschließendem Essen in einem exklusiven Restaurant, eine Messe zu Allerheiligen, das gemeinsame Essen nach dem Martinszug mit Weckmännern aus vier verschiedenen Bäckereien (*Fassbender*, *Gilgen's*, *Bauer*, *Merzenich*), das Üben des Klavierspielens am Klavierflügel ab Anfang Dezember und das Bestellen und Abholen der Weihnachtsgans bei dem lokalen Bauerngut mit anschließendem Waffelessen. Alle wissen, dass dabei immer besonderer Wert daraufgelegt wird, dass auch wirklich jeder aus der Familie anwesend ist, ob er will oder nicht.

Wenn ich bei meiner Großtante zu Besuch bin, trinken wir *Genmaicha Sencha*, aus dem Teeladen in der Stadt und machen es uns richtig gemütlich, mit Trauben und Gebäck. Sie ist nach außen hin immer so fein, aber ich liebe es, wenn sie mir alte Geschichten erzählt, wie zum Beispiel die von ihrem ersten Freund, den sie im Tischtennisclub kennengelernt hat. Dann lacht sie manchmal, gar nicht mehr so stilvoll, aus vollem Hals, schlägt die Hände vor dem Mund zusammen und schaut mich an, als ob sie etwas Verbotenes erzählt hätte.

Die Familie meines Vaters umarme ich immer fest, und obwohl ich sie leider nicht so oft sehe, weil sie weiter weg wohnt, fühle ich mich dort sehr wohl. Zwei von den fünf Geschwistern meines Vaters leben in anderen Häusern mit auf dem Grundstück meiner Großeltern und generell ist es mit meinen acht Cousinen und zwei Cousins eine richtige Großfamilie. Immer ist jemand da und es gibt Hühner, Katzen und Hunde. Im ganzen Haus meiner Großeltern findet man gemalte Bilder, Skulpturen und Schnitzereien, denn all ihre inzwischen erwachsenen Kinder waren auf einer Waldorfschule.
Auf dem Billardtisch liegen immer Arbeiten von Oma, denn wenn sie sich mit ihrer Freundin *Bärbel* trifft, dann machen sie zusammen Figuren aus Pappmaché und bemalen

sie oder kleben bunte Servietten darauf, meistens sind es dicke Frauen, wie diese Nanas von Niki de Saint Phalle. Letztens hat sie mir von einem neuen Experiment erzählt, diesmal wurden es Nanas, nicht aus Pappmaché, sondern aus Klarsichtfolie, Tesafilm und mit Lichterketten innendrin. Die standen dann in der Weihnachtszeit auf dem Billardtisch. Meine Oma nimmt sich immer für jeden Zeit und ich glaube, das ist auch der Grund, wieso im ganzen Haus von ihr angefangene Arbeiten herumliegen und auf jeder Etage ein Staubsauger steht, der den Eindruck erweckt, er wäre vor zwei Minuten noch benutzt worden. Ich weiß noch, wie ich an einem Abend aus meinem Bett gekrochen und die Stufen heruntergetapst bin, weil ich meine Mama, die gerade in Warschau war, vermisst habe. Meine Oma war nicht genervt, wie es mein Papa oft war, sondern kramte stattdessen den Atlas heraus und zeigte mir genau, wo meine Mama sich gerade aufhielt. Zweimal in der Woche gehen meine Großeltern tanzen. Dies ist in erster Linie das Hobby meines Großvaters, aber für meine Oma, die es allen recht machen möchte, ist es selbstverständlich, dass sie erneut alles stehen und liegen lässt und gerne mit ihm in die Tanzschule fährt.

Auch der Rest der Familie legt viel Wert auf Familienfeste und gemeinsame Spielenachmittage. Ich kann mich an viele Abende mit Grill oder Feuerschale erinnern, bei denen, zur großen Belustigung aller, Eurythmieeinlagen zum Besten gegeben werden mussten.
Auch der Großeinkauf bei *Vier Jahreszeiten* am Samstag ist festes Familienritual. Um das vollbeladene Auto auszuräumen, braucht man fast eine Stunde und die Einkäufe werden nur dann sofort verstaut, wenn man auf der Küchenablage, die meist noch mit den Utensilien des letzten Backens, der dafür notwendigen Mühle, mit der das Mehl selber gemahlen wurde, oder den angefallenen Bioabfällen, vollgestellt war, Platz fand. Ansonsten stehen die eingekauften Lebensmittel noch mehrere Tage auf der Ablage, die sich nach und nach leert, wenn die Lebensmittel verbraucht werden und man sich damit das Wegräumen erspart hat. Die Bioabfälle werden an die Hühner verfüttert und jeden Morgen, wenn ich bei meiner Oma geschlafen hatte, sind wir mit den Apfelkitschen, Eierschalen und was sonst so zum Frühstück angefallen war, in den Keller gegangen und haben dort die Körner geholt, mit denen die Hühner zusätzlich versorgt werden. Der Keller meiner Oma ist sehr groß und die Getreidesäcke stehen direkt an der verzogenen Holztreppe, manchmal gingen wir jedoch auch in seine Tiefen hinein und ich sah die riesigen Vorräte an Schokoladentafeln, die Unmengen an eingemachtem Obst, die Marmeladengläser und die Haushaltsgeräte, die zur Verfügung stehen um all das zu verwerten, was der Garten so hergibt. Im Sommer wird Apfelsaft gepresst und aus dem restlichen Obst und Gemüse wie Himbeeren, Johannisbeeren, Brombeeren, Quitten, Äpfeln und Kürbissen werden Marmeladen, Gelees oder Chutneys gemacht. Denn wenn jemand Geburtstag hat, werden dem Geburtstagskind neben dem gekauften Geschenk auch ein zwei Gläschen frisch Eingewecktes aus dem Keller, Eier von den Hühnern, angezogene Pflänzchen oder, wenn gerade die Zeit dafür ist, auch Körbe mit Äpfeln oder Quitten aus dem Garten, mitgebracht.
Im Wintergarten, der mehr an ein Tropenhaus in der Flora des forstbotanischen Gartens

erinnert, laufen Schildkröten und Wachteln zwischen den Pflanzen herum. Auf den zwei Tischen im Wintergarten, der einzige Ort, an dem die ganze Familie Platz findet, liegen immer Walnüsse zum Knacken bereit, und wenn Schale auf den Boden fällt ist das nicht schlimm.

Das Schellen der Klingel reißt mich aus meinen Gedanken, ich bemerke, dass ich die Sahne schon viel zu starr geschlagen habe und stelle endlich den Mixer ab. An der einen Stelle leuchtet mir nun die zurückgebliebene Einladung durch den fettigen Fleck auf dem Umschlag entgegen. Ich reiße mich zusammen, gehe zur Tür und denke, dass ich es doch eigentlich richtig gut habe; immer die Möglichkeit, das Schönste aus beiden Familien für mein Leben auszuwählen. Ich stehe schon an der Tür, wechsle schnell meine Adiletten gegen Schuhe, die ich sonst nie im Haus trage. Bereit, die Küsschen und den Erdbeerkuchen entgegenzunehmen.

hin ~~ein~~ gezogen

Sophie Zimmer

Vierhundertdreiundzwanzig,
hab ich geraten.
Tatsächlich sind es vierhundertsiebenundvierzig,
eingebrannt auf meiner Festplatte.

Ich hab so oft über diesen Moment nachgedacht.
Du warst vom einen auf den anderen, ein anderer.
Transformiert,
als hätte sich ein Teil von dir einer Metamorphose unterzogen.
Oder war es ein Teil von mir?
Ich träumte vor mich hin, so wie ich es immer tue, sobald ich auf Leerlauf stehe.
Und auf einmal poppt deine Gestalt in meinem Sichtfeld auf,
abgeschnitten durch den pappigen Silikonrahmen,
getrennt durch eine, von Fettfingern verschmierte, vibrierende Scheibe.
Für ein paar Augenblicke fahren wir um die Wette,
der türkis-pinke Rahmen taucht auf und ab,
bis ich dich an der nächsten Ecke aus den Augen verliere.

Atopos.

Für diesen winzigen Teil einer Sekunde war die Trennung weg,
die es gibt, zwischen dir und mir.
Keine Scheibe, keine Straße,
nicht mein Körper, dein Körper,
Gedanken, Erfahrungen,
zwei ratternde Köpfe.

„Du bist jetzt“,
steht da gekippt zwischen Hauswand und Mäuerchen.
Als ich mich Wochen später zurückerinnere,
an diese massigen, unförmigen Buchstaben,
deren Füllung echt und saftlos zur selben Zeit schmeckt,
wird mir bewusst, was diese trügerische Magie ausmacht.

Ich bin ein erwachsenes Kind.

In jedem Moment,
in dem ihr mich umgebt.
Nicht immer ist der Nachgeschmack süß.
Wir bauen Brücken und reißen sie wieder ein.

Superior.

Als ich euch zum ersten Mal zusammen erlebte,
ein Teppich, erleuchtet von warmem Geflacker,
inmitten einer breiigen Masse,
eure Hände leise tanzend,
war mir klar, dass zumindest ein Teil von mir euch nicht mehr loslassen würde.
Das Staunen ist immer das erste, was mir einfällt, wenn ich an diese Zeit denke.
Staunend darüber, nicht exklusiv zu sein,
entgegen der Konvention.
Was auch immer das ist, was ihr mir gegeben habt,
irgendwie war es schon vorher da.
Aber Entfaltung braucht Platz.

Symbiose.

Dopamin, Serotonin, Oxytocin.
Wir wollten uns nur kurz verabschieden.
Du kennst das Codewort.
Ich klopfe dir zwei Mal auf die Schulter.
„Das reicht dann auch wieder".
Doch es kommt nichts.
Wie lange wir schon dagestanden haben.
Umschlungen oder verschlungen?
„Und das Wow wurde größer, als unsere Hände ihren ersten Tanz tanzten."

Melancolia.

Meistens die, die zehrt und wenig nährt.
Von jeder Begegnung mit dir.
Jedes Wort sauge ich auf,
jede Berührung, jede Bewegung.
Bis du leer bist und nur deine Hülle zurückbleibt.
Lethargisch sitzt du dann da und fragst dich, warum du so müde bist.

Zweisame Einsamkeit.

Ich weiß nicht, warum es mir manchmal so schwer fällt zu geben.
Vielleicht weil es bedeuten würde, dass ich meine Rolle auf-geben muss.
Das Spiel der Selbstdarstellung hab ich perfektioniert.
Zeit, die Brücken einzureißen, zwischen ‚Ich' und ‚Ich-wäre-gerne-wahnsinnig-interessant-und-begabt-außerdem-eine-gute-zuhörerin-und-cool-damit-wenn-du-mit-anderen-schläfst'.

Ich habe dir ein Bild von mir gemalt. Ich hätte es gern wieder. – Geschenkt ist geschenkt.

Zwischen welchen Welten soll man eine Brücke bauen, wenn das Zwischen nicht mehr da ist?
Aus zwischen-menschlich ist menschlich geworden.

Foe.

Ich bin drin, in deiner Bude.
Ein Nest aus knisterndem Polyester,
ein urbaner Jungle, eingetaucht in das Licht einer Lavalampe
und zwischendrin deine Stimme,
die von sprechenden Tieren und schwimmenden Zügen erzählt.
Während ich langsam wegdrifte, stelle ich mir die Frage,
ob es jetzt wohl möglich wäre, das Bild einfach zurück zu klauen.

Geweckt von einem Traum.
Es ist warm hier drin, viel zu warm.
Ich krieche aus dem Nest, auf der Suche nach Abkühlung.
Auf dem Rückweg aus der Küche verirre ich mich.
Ein dunkler Raum,
er sieht aus wie der andere.
Ich lege mich hin,
aber du bist nicht mehr da.
Näherkommende feucht faulige Wände,
die triefend vorgaukeln ein Zuhause zu sein.

Es sind weder die anderen, noch bist du es.
Ich weiß, was du meinst, wenn du sagst „Ich suche das nicht".

Es ist was du bist.
Ja, in manchen Momenten bist du die inkorporierte Unaufgeregtheit.
Ein richtiger Fels.
Ist es nicht paradox, dass ich immer wieder versuche, dort an Land zu gehen?
Aber sobald ich glaube, endlich angekommen zu sein,
ist da wieder nur Wasser um mich herum.
Mein Kiefer spannt und ich fummle nervös an meinen Ärmeln rum,
unfähig auszusprechen, was mir bereits auf den Lippen liegt.
So sehr ich auch versuche, dich zu sehen,
manchmal fühl ich mich von dir so wenig ge-sehen!
Und ich renne los, weil ich sie nicht aushalte,
diese klaffende Lücke zwischen dir und mir,
zwischen mir und mir.

Kalte Hände,
die ihre langen Finger nach mir ausstrecken,
um mich in Besitz zu nehmen.
Eine schattige Gestalt,
Narzissmus ihr Name.
Und genauso riecht sie auch.
Süß und vergammelt.
Und in meiner Verlorenheit schreie ich dich an.
WO IST DIE GRENZE?
Sie verschwimmt durch dieses dauerhafte Spiegeln und Gespiegelt-werden.
Eine Achterbahnfahrt mit dir, die Höhen und Tiefen verspricht,
während die Welt drum herum zu einer wabernden Masse wird.
Ein Rauschen,
das jede Fähigkeit zu fühlen unterdrückt.
Monochrom und monoton.

Herr und Knecht.

Ich verrate mich selbst.
Ich lebe in einer Welt, die mir Freiheit verspricht
und mich doch dazu bringt, nutzenorientiert durch sie hindurch zu spazieren.
Der Pfad ist schmal und der Abgrund rechts und links tief.

Wie viel ‚Ich' ist wichtig, um sich selbst nicht zu verlieren,
und wie viel ‚Du' wird der Idee gerecht, dass das was uns verbindet Liebe ist?
Vielleicht ist der einzige Weg das Brückenbauen
und das Einreißen,

die Erkenntnis, dass wir anders sind.
Wir können nicht eins sein und auch nicht getrennt.

De – Konstruktion.

Ich will zurück in dieses faulig warme Nest
und dass du mir für den Rest meines Lebens Geschichten erzählst,
während ich eingekuschelt neben dir liege
und mich von deiner Stimme in Welten tragen lasse,
in der ich die Verlorenheit vergesse,
die mich im Hier und Jetzt durch das Haus der transzendenten Möglichkeiten jagt,
in dem nichts beständig ist.

Ein erwachsenes Kind,
versackt in einer Matrix.
Aber schon nach zwei Tagen hab ich genug.
Auch wenn du mir vom Wind erzählst,
es ist nicht dasselbe, wie zu spüren,
dass er mir durch die Haare fährt bis sich Knoten bilden.
Auch wenn er mir viel öfter Regen oder den Duft von vollgepissten Gassen
entgegenschleudert,
Abenteuergeschichten,
bleiben Geschichten.

Konstruktion.

aus ein ander

auseinander

aus ein aus ein aus ein aus ein aus?

aus .

Oxum.

Fantasie ist was uns bei Laune hält.
Vision, fusioniert mit Illusion.
Und umgekehrt.

Also ist es egal, wie tief wir tauchen,
zum Grund kommen wir nicht.

Ich kann nur hin und wieder abtauchen,
in eine andere innere Welt,
von der ich höchstens eine Ahnung haben.

„Es gibt die Schwimmer und die Taucher“ – Ich glaube, es ist die einzige Sache in der ich jemals getaucht bin.

Re – Konstruktion.

~~Ein~~

Der Mond

Ridouan Botrahi

Hier sitze ich nun um drei Uhr nachts auf dem Balkon. Mitten in der Nacht. Kaum ein Licht brennt noch. Nur mein Laptop, auf dem ich dies schreibe, und eine Straßenlaterne leuchten durch die Dunkelheit der Nacht. Es ist eine kühle Augustnacht. Zu hören sind das Rascheln der Büsche, das Tippen meiner Tastatur und die Musik auf meinem linken Kopfhörer. Ich schaue zum Himmel hoch. Der Mond scheint in all seiner Pracht. Ich verliere mich in ihm und meinen Gedanken. Ich hatte mir oft vorgestellt, wie es wohl wäre vom Mond auf die Erde zu schauen. Ganz alleine da oben zu sitzen wie der Mann im Mond. Zu wissen, dass dort auf der Erde Menschen gerade hochschauen und denselben Gedanken haben könnten. Ich höre kurz auf zu tippen. Ein Gedanke. Ein Moment war ich verloren. Da ist es wieder dieses Gefühl. Dieses Gefühl was ich so oft hatte. Dieses Gefühl von Erleichterung. Dieses Gefühl von Einsamkeit. Dieses Gefühl von Glück. Dieses Gefühl von Freiheit. Dieses Gefühl, was ich verspüre, wenn ich bei diesem einen besonderen Menschen bin. Ich schaue wieder hoch zum Mond und sehe dich. Ich sehe dich, als ob du vor mir wärst. Als ob du hier gerade neben mir sitzt. Als ob du gerade in diesem Moment hier wärst. Mich anschaust und lächelst. Eine kühle Brise zieht vorbei. Die Blätter tanzen Lambada. Immer zwei Blätter gemeinsam. Nur dieses eine Blatt nicht, es tanzt kaum und hängt da so alleine. Kann es sein, dass ich dieses Blatt bin? Und wieder senkt sich mein Kopf und ich schreibe weiter an diesem Text. Ich schließe meine Augen und atme tief durch. Die Musik wird lauter. „Alles nur, weil wir wir selbst sind.“ singe ich mit. Und wieder schaue ich hoch zum Mond. Er strahlt durch das dunkle schwarz der Nacht. Ich erinnere mich. Ich erinnere mich, wie ein Mann einst zu mir sagte: „Der Mond. Siehst du den Mond? Der Mond ist der Gesprächspartner der Einsamen.“ Das Gefühl habe ich heute immer mehr. Er lächelt mich an und strahlt mir zu. Er lächelt mich durch die Nacht an. Er erinnert mich an jemanden, den ich kenne. An eine Person, die mir viel bedeutet. Ein Mensch, der mit einem Lächeln alle Sorgen verschwinden lässt. Ein Mensch, in dem ich mich immer wieder verliere. Ich frage mich, ob diese Person vielleicht auch an mich denkt? Ich frage mich, ob sie vielleicht auch auf dem Balkon sitzt und hoch zum Mond schaut? Ob sie in Erinnerungen an mich schwelgt? Ob der Mond sie auch an mich erinnert? Oder bin ich doch wie die Sterne, die den Mond umgeben und ihm Licht schenken, wenn er mal keine Lust hat zu strahlen? Ich war schon immer ein Kind der Nacht. Die Nacht hat etwas Beruhigendes an sich. Etwas Gruseliges. Etwas Mysteriöses. Etwas Unbeschreibliches. Und wieder tippe ich weiter auf meiner Tastatur. Die Lampe am Ende der Straße strahlt vor sich hin und flimmert immer wieder zwischendurch. Das Flimmern erfüllt die Straße mit Leben. Der Schatten wird mal größer und mal kleiner. Und wieder denke ich nach. Ich denke oft nach. Ich denke sehr oft nach. Aber in der Nacht, alleine mit dem Mond ist es was anderes. Erst hier kann ich mich öffnen und über die wichtigen Dinge nachdenken. Ich erinnere mich an meine Kindheit.

Ich erinnere mich an unser Haus in Marokko, in dem kleinen Dorf Tazaghine am Mittelmeer. Geboren bin ich ein paar Dörfer weiter in einem Krankenhaus. In diesem Haus habe ich gefühlt mein halbes Leben verbracht. Die ersten vier Jahre habe ich hier gelebt. 2000 sind wir dann nach Bonn gekommen mit meinem Vater. Er war schon länger hier. Erst in Frankreich und später hier in Bonn. Er war wohl damals als Gastarbeiter rübergekommen und hat hier geholfen. Bis zu seinem Tod hat ihn der Stadtteil Bad Godesberg nicht losgelassen. Ich glaube, das habe ich von ihm. Ich schaue wieder hoch zum Mond. „Le monde ou rien." Die Welt oder nichts. Wie oft habe ich diesen Satz gehört. In Scarface, in den Lyrics von PNL, von Freunden und ich habe mich auch oft erwischt, wie ich alleine abends auf dem Balkon sitze und le monde ou rien vor mich hin flüstere. Die Welt oder nichts. Die Welt oder nichts. Ich habe nie wirklich darüber nachgedacht. Aber es klingt so schön. Le monde ou rien. Am Ende des Tages ist es die Welt oder nichts. Nicht um das Materielle, sondern um das, was wir nie hatten. Die Liebe. Der Frieden. Die Freiheit. Die Glückseligkeit. Die Ruhe. Die Sorglosigkeit. All die, um all dies geht's. Jeder kennt es. Jeder kennt diese Sorgen, wie man etwas zu Ende bringen soll. Wie man etwas schaffen soll. Und wieder schaue ich hoch zum Mond. Le monde ou rien. Nein. La lune ou rien. Den Mond oder nichts. Dann hätte ich ihn für mich. Aber das wäre egoistisch. Was machen dann all die anderen Einsamen? Mit wem sollen sie reden? Wen sollen sie anschauen? Du erinnerst mich an dem Mond mit deiner Art. Zwischen durch rappe ich den Text mit. Vereinzelte Lines kommen hervor. Wie macht der Mond es? Immer wieder so zu strahlen? Immer wieder hervorzukommen? Immer wieder unterzugehen und der Sonne Platz zu machen? Ich schließe meine Augen und atme durch. Meine Gedanken leer. Ich höre einen Lkw hinter den Bäumen auf der B9. Hinter ihm ein Güterzug. Ich habe mich schon an den Lärm gewöhnt. Ich höre die Autos und Züge kaum noch. Ich tippe weiter. Was wohl die anderen Menschen denken, die hoch zum Mond schauen? Was sie wohl gerade macht? Ich denke oft an ihre Augen. Ihre Augen, die wie der Mond Strahlen. Ihre Augen die hinter meine Fassade gucken. Was ihre Augen wohl über diesen Text sagen würden? Vielleicht liest sie es ja eines Tages. Vielleicht. Ich schaue rüber auf die Straße. Als wäre es gestern gewesen. Da standen wir und wählten Teams. Wir wählten Teams um Räuber und Gendarm zu spielen. Einfach gesagt, Bulle und Dieb. Ich muss lächeln. Wir liefen über die Straße, durch die Gebüsche, die Hügel hoch. Hoffentlich finden uns die Bullen nicht. Ich höre nur, wie einer der Jungs, der im Team der Polizei war, bis drei zählte. Sie hatten den ersten von uns gefangen. Er musste ins Gefängnis. Hier saßen wir im Gebüsch auf dem Hügel. Wir wussten, wir müssen ihn rausholen, damit unsere Chancen wieder steigen. Wir mussten den Gefangen nur drei Sekunden berühren und er war wieder frei. Eine schöne Zeit, an die ich mich gerne erinnere. Ich hoffe, meine Kinder werden auch so eine Kindheit haben. Ich hoffe, sie schauen oft zum Mond hoch und sind dankbar und reden mit ihm. Ich hoffe, sie reden mit ihm, wenn ich mal nicht mehr bin. Wenn ich nicht mehr mit ihm reden kann. Wenn ich unter der Erde liege. In einem weißen Laken. Und wieder schaue ich zum Mond. La lune ou rien. Ich greife nach der Flasche neben mir. Ich trinke einige Schlucke. Der Himmel ist schon länger nicht mehr scharf. Er ist eher neblig grau mit einem leichten blau- und

Rotstich. Wie es wohl wäre, der Mann im Mond zu sein? Ich schweife in Gedanken. Ich weiß, der Mond hört mir zu, egal, was ist. Bis die Sonne wiederkommt. Irgendwo sind wir dem Mond doch ähnlicher als wir denken. Wie der Mond haben wir verschiedene Formen. Wie der Mond strahlen wir mal mehr, mal weniger. Wie der Mond haben auch wir eine helle Seite und vor allem, wie der Mond haben wir eine dunkle Seite. Vieles haben wir verloren, vieles haben wir gewonnen. Ich denke oft an das Vergangene und das Verlorene. Das Einzige, wovon ich weiß, dass es echt ist, ist der Tod. Alles andere könnte genauso gut ein Traum sein. Und wieder schaue ich zum Mond. Ich muss lächeln. So viele Geschichten. So viel erlebt. So viel, was noch kommt und der Mond, der mich begleitet. Und am Ende kehren wir dahin zurück, wo wir hingehören, zu Gott. Wie mein Vater zu sagen pflegte: „Von Gott kommen wir und zu ihm kehren wir zurück." Die Nacht schreitet immer weiter voran. Sie behält meine Geheimnisse für sich und ich warte auf morgen. Auf morgen, wenn ich vielleicht wieder hier sitze und mit dem Mond rede. La lune ou rien. Le monde ou rien. Toi ou rien. Moi ou rien. Der Mond, die Welt, Du oder ist es doch nur Ich oder nichts. Es ist schon recht spät. Aber das ist nicht das Ende. Es gibt immer eine Fortsetzung. Ich habe noch viele Träume, die ich erfüllen will. Noch vieles was ich erleben will. Aber für‘s Erste speicher ich an diesem Punkt. Ich speicher alles an diesem Punkt. Ich klappe den Laptop zu und gehe dann lieber mal schlafen.
Noch ein letztes Mal schaue ich hoch zum Mond. Le Lune ou rien. Ich verabschiede mich. Mein letzter Gedanke für diese Nacht. Thank God for the Moonshine.

Ein paar Tage im Schatten der Hypochondrie

Kira Moser

Ich habe noch nie über mein Herz nachgedacht. Über meine Nieren. Ja. Auch über meine Venen, meine Eierstöcke, das Zucken in meinem Kopf. Ich habe sogar mal darüber nachgedacht, ob ich an einem Hirnschlag sterbe. Aber über mein Herz ... über mein Herz habe ich noch nie nachgedacht. Doch jetzt ist es anders. Jetzt pumpt es in meiner Brust wie ein wildgewordener Stier, zerreißt mir die Brust, die Muskeln, die Haut. Es fühlt sich an als wolle es explodieren und gleichzeitig stehen bleiben. Ich muss daran denken wie es stehen bleibt. Das es gleich, gleich stehen bleibt. Irgendwie erscheint mir das wahrscheinlicher, als das es explodiert. Denn welches Herz explodiert schon? Ich fühle meinen Puls, fühle das Rasen fühle die Aussetzer, schließe die Augen ... Alles wird ruhig. Ich atme tief ein. Das ist nicht das Ende.

Es war noch nie das Ende. Dabei habe ich schon oft gedacht, das wäre es. Wenn meine Bein zuckt, denke ich, es wäre eine Thrombose, denke daran wie der Pfropfen Richtung Herz wandert, wie er mich tötet. Wenn meine Niere sticht, denke ich, sie fällt gleich aus, sehe mich im Krankenhaus liegen, neben Siebzigjährigen an der Dialyse. Wenn ich Kopfschmerzen habe, denke ich an Aneurysmen, an Hirnblutungen, an geplatzte Adern.

So wird es auch diesmal sein. Ich werde zum Arzt gehen, ich werde mich prüfen lassen, ich werde herausfinden, dass ich vollkommen gesund bin. Die Aussetzer normal, eingebildet oder harmlos. Ich werde rausfinden, dass ich okay bin.
Seufzend öffne ich die Augen und konzentriere mich wieder auf die Wirklichkeit. Auf die Wirklichkeit in der ich nicht gleich sterbe, in der es eine Zukunft und Verpflichtungen gibt. Und in der ich zur Arbeit kommen muss.

Und das möglichst nicht zu spät.
Also schwinge ich mich auf mein Rad, biege ohne zu gucken auf die Hauptstraße ab und weiche einem Autofahrer aus, der auf mich zugerast kommt. Bei einem Verkehrsunfall zu sterben gehört nicht zu meinen Todesfantasien, also strample ich mir meinen Weg zwischen hupenden Autos und ausgestreckten Mittelfingern hindurch und komme pünktlich bei meiner Arbeit an. Der Job rast an mir vorbei. Er lenkt mich ab, lässt mich meine Krankheit vergessen.
Er drängt die schwarzen Gedanken effektiver zurück als alles andere. Denke ich aus Langeweile darüber nach, dass ich sterben könnte? Um etwas zu tun zu haben? Suche ich meinen Sinn im Leben darin mir über meinen Tod Gedanken zu machen?
Wie abstrus das wäre: der eigene Tod als Sinn des Lebens. Lächerlich.
Oder doch nicht?
Gibt es für mich vielleicht einen anderen Sinn? Einen, den ich noch nicht erkannt habe.

Vielleicht das Studium? Der Strom an Informationen der größtenteils ungehört an mir vorbeiströmt. Mich kitzelt, aber selten reizt.
Wohl eher nicht.
Meine Arbeit? Meine Freunde? Meine Familie? Meine Beziehung?
Alles? Oder gar nichts?
Vielleicht werde ich es nie herausfinden. Vielleicht ist es aber auch nicht wichtig. Vielleicht ist es nur wichtig glücklich zu sein. Am Ende zu sterben ohne etwas zu bereuen. Sein Leben gelebt und geliebt zu haben.
Damit kann ich leben.
Damit kann ich sogar sterben.
Zufrieden höre ich auf mein Herz, hinterfrage mein Leben ... bin glücklich. So glücklich wie ich wohl nur sein kann. Wenn ich jetzt sterbe, dann habe ich nichts zu bereuen. Nicht die Stunden die ich gechillt, gelacht und geliebt habe. Nicht die Stunden die ich mit meiner Familie, meinen Freunden, meiner Arbeit verbracht habe. Nicht einmal die Stunden die ich gelernt habe. Es hält sich alles wunderbar die Waage. Es ist alles ausgeglichen.
Ich höre die Stimme meines Arztes in meinem Ohr. "Stress verschlimmert Herzrhythmusstörungen. Machen Sie sich keine Sorgen. Die hören bald wieder auf." Ich habe ihm nicht geglaubt, so wie ich selten Ärzten glaube, aber kaum habe ich mit meinem baldigen Tod angefreundet und das Stolpern und die Aussetzer akzeptiert, werden sie weniger. Hören schließlich ganz auf. Lassen mich in der Stille meines regelmäßigen Pulses zurück. Ich atme auf. Eine tödliche Gefahr überwunden. Weitere werden folgen.
Ich setze mich wieder auf meine Fahrrad und mache mich auf den Heimweg. Neben mir auf dem Mittelstreifen liegt ein angefahrener Fuchs und ich frage mich, ob er noch lebt. Der Gedanke wird von einem harten Aufprall und einem Krachen unterbrochen.
Vielleicht werde ich meine Einstellung zum Verkehr doch noch mal überdenken müssen. Zwanzig Minuten Unfallaufnahme und Beine-in-den-Bauch-stehen sind ein ganz eigener Lehrmeister und mein ramponierter Fuß wird mir wohl noch Monate ein Denkzettel sein. Wenn nicht gar Jahre. Wenn nicht sogar für immer.
Den angebotenen Krankenwagen lehne ich trotzdem ab. Übertreiben möchte man ja doch nicht. Außer es ist etwas Schlimmes.
Oder gar Lebensgefährliches.
Dann darf man auch mal übertreiben.
Zuhause treffe ich meinen Freund. Er hat ganz andere Probleme. An Organe und Blutungen denkt er nie, aber dafür an Viren, Chemikalien und Keime.
Auch heute, an den Poller Wiesen, macht ihm der Schlick zu schaffen und keine zehn Pferde würden ihn ins Wasser bringen, wenn er wüsste wie dreckig der Rhein tatsächlich ist. Deswegen ist die Wasserqualität ein von mir streng gehütetes Geheimnis. Ich schaue amüsiert zu, wie ein angeekelter Gesichtsausdruck nach dem anderen über sein Gesicht huscht. Vielleicht ist die Desensibilisierung doch noch nicht so weit fortgeschritten wie ich dachte.
Alle Gedanken über Gesichtsausdrücke und Keime haben uns den Schlüssel für meinen

Roller verlieren lassen. Nach einer hektischen und erfolglosen Suche, beschließe ich mit der Bahn zu fahren. Mitten in der Bahn bekomme ich meine Tage. Das Blut läuft mir an Unterhose und Hotpants vorbei das Bein herunter.
Sofort fühle ich mich, als würden mich alle anstarren.
Ich flüchte aus der Bahn.
Schäme mich.
Wofür eigentlich? Für`s Bluten? Für`s Frausein? Zu unorganisiert zu sein, um mit meinen Tagen umzugehen?
Ich würde sagen letzteres.
In meiner Not benutze ich meine Maske als Binde und laufe drei Kilometer nach Hause. Mein Top um die Hüften geschlungen und barfuß.
Dauernd labern mich Typen an. Ich starre nur böse zurück.
Kurz habe ich Angst, dass mein Freund nicht zuhause ist, aber er ist da und öffnet die Tür.
Tröstet mich.
Ich sehe nur schmerzerfüllt auf meine geschundenen Füße. Sie sind rot und blasig und jeder Schritt tut weh. Ich nutze das weidlich aus und lasse mir ein Eis bringen. Das macht es besser.
An Todesfantasien denke ich nicht. Selbst mir fällt nichts ein, was eine Blase lebensgefährlich werden lassen würde.
Ich beschieße schlafen zu gehen.

Kaum liege ich im Bett, bemerke ich, wie mein Kreislauf absackt. Selbst ich weiß, dass das nur daran liegt, dass ich Stress hatte und mich jetzt so gut wie nicht bewege. Dass es kein Zeichen dafür ist, dass etwas nicht stimmt ...
Zumindest sage ich mir das.
Finde die Vorstellung geradezu lächerlich.
Denke nicht einmal daran ...
Hektisch suche ich nach meinem Puls und fühle ihn ganz leicht schlagen.
Alles normal.
Oder?
Angestrengt lausche ich.
Da!
Ein Aussetzer?
Eingebildet war der jedenfalls nicht.
Aber mit Aussetzern und Herzrhythmusstörungen habe ich ja inzwischen abgeschlossen. Ich atme tief ein und versuche nicht daran zu denken. Wenn ich mich beruhige geht es schon wieder weg. Was mich wirklich beunruhigt ist mein Kreislauf. Ist er noch normal oder schon gefährlich niedrig? Kommt das Tief von meinen Herzrhythmusstörungen oder deutet es auf etwas Schlimmeres hin? Einen Darmdurchbruch oder eine innere Blutung? Etwas, dass mich morgen nicht mehr aufstehen lässt? Sollte ich es riskieren schlafen zu gehen?

Die Gedanken kreisen in meinem Kopf steigern sich zu einem Karussell und machen mich ganz schwindelig. Natürlich denke ich, dass der Schwindel von meinen Kreislauftief kommt und werde noch panischer.
Zwei Bananen und drei Äpfel später geht es mir wieder gut.
Vielleicht lerne ich ja daraus ...
Die Frage, wann der Rettungswagen mich erreicht hätte, beschäftigt mich trotzdem.
Ärgerlich schüttle ich den Kopf. Egal. Ganz egal.
Ich muss wirklich aufhören mir solche Gedanken zu machen. Das ist nicht gesund.
Und schließlich ist es schon mitten in der Nacht.
Unruhig schlafe ich ein.
Am nächsten Tag bin ich auf der Gartenparty einer Freundin eingeladen. Die Mojitos sind gut und die Borritos noch besser. Sie triefen nur so vor Bohnen und scharfer Sauce.
Drei Stunden später habe ich schlimmste Bauchschmerzen.
Alles krampft sich zusammen und ich muss mich fast übergeben. Am liebsten würde ich mich zusammenrollen und nie wieder aufstehen. Zum Glück sind ich und eine Freundin schon auf dem Nachhauseweg. Ich lege mich auf den feuchten Boden und wimmere.
Es ist das erste und einzige Mal, dass ich nach einem Krankenwagen frage.
Vielleicht ist es ja eine Darmblockade oder ein Darmriss.
Das kann ja schließlich niemand wissen.
Anna, meine Freundin, scheint sich allerdings ziemlich sicher zu sein, dass es das nicht ist, denn sie zerrt mich auf die Beine und steckt mich ins Bett.
Am nächsten Tag geht es mir wieder gut.
Mir ist die ganze Sache ziemlich peinlich.
Vor allem weil ich dachte, solche Gedanken hinter mir gelassen zu haben.
Aus meinen früheren Erlebnissen gelernt zu haben.
Aber leider ist es nicht so einfach.
Es ist schon besser geworden.
Ich warte länger mit den Arztbesuchen. Beruhige mich erst einmal. Versuche nicht in Panik zu geraten.

Kaum aber fühle ich ein Stechen in der Brust, kreisen meine Gedanken wieder.
Befühle meine Brust, das Gewebe, die Knoten, bemerke etwas Hartes. Ein Tumor? Eine Zyste? Krebs? Ich schüttle dann den Kopf, rufe mich selbst zur Vernunft. Erinnere mich an die Worte meiner Frauenärztin. Mit Vierzig dürfe ich wiederkommen. Keinen Tag früher.
Ich lasse den Knoten dann Knoten sein und versuche den Schwindel aus meinem Kopf zu vertreiben.
In Momenten wie diesen denke ich, dass ich vielleicht doch noch aus meinen Fehlern lerne.
Dass ich demnächst vielleicht sogar normal über meine Krankheiten nachdenken kann.

Neue Liebe?

Helena N.

Das erste Treffen : das kalte Feuer
Das zweite Treffen: die Nacht im stillen Wald
Das vierzehnte Treffen: Montpellier
Das zwanzigste Treffen: Bei mir Zuhaus
Das letzte Treffen: Offenes Herz
Jetzt : Allein geliebt

das kalte Feuer

Blicke tief in der lauten Stadt
Blicke heiß unter lauter Leuten
Blick getrübt durch dunkle Wolken

schwankend mal nah mal fern
schwankend mal laut mal leise
schwankend mal voll mal leer

die Glut wie Lichter in Häuserfenstern
das Feuer entflammt an unseren Mündern
es lodert mir um die Beine
es streift und meine Hüften
es verbrennt man Lippen
es bricht in einer Stichflamme aus
es nimmt mich in dem Moment ein
es erlosch so schnell wie entflammte
es brennt so stark und doch hält es nicht warm

in der Nacht liege ich am Feuer
und doch ist mir kalt

Die Nacht im stillen Wald

wie schön mit dir zu träumen
einmal durch den Wald stehen
unter Eichenbäumen

der Fuchsschrei hallt

der Platz im Mondschimmer
wie wir darunter stehen
durch vergangen Liebestrümmer
wir nach Hause gehen

liegen auf den Matten
und komme nun zur Ruh
ich sehe nur deinen Schatten
er deckt mich langsam zu

ich kann mich nicht beklagen
bei deiner ganzen Pracht
doch die Gedanken schlagen
mich die ganze Nacht

die Stern gehen auf und nieder
wann kommst du neuer Wind nimmst mir die Trauer wieder
lässt mich lachen wie ein Kind

der Wind raschelt in den Bäumen
die Blätter färben sich bald
so will ich von Liebe träumen
die Nacht im stillen Wald

Montpellier

fahren zusammen aus Aachen los
unter uns die schnellen Räder
schlafe ein in seinem Schoß
über Berge und durch Täler

unser Ziel ist Südfrankreich
in ein unbekanntes Land
lass mich fallen, lande weich
an einem makellosen Strand

vor uns tobt das große Meer
ist so wild und doch so still
unsere Füße auf heißen Teer
das ist alles was ich will

laufen in die Meeresflut
zwischen uns der Wellenduft
springe rein und sammle Mut
atme ein die Südseeluft

will mich in starke Arme kuscheln
Salzwasser glänzt auf seiner Haut
zähl mit ihm im Sand die Muscheln
bleibe hier, die Stadt zu laut

Streif mir um die weißen Leinen
in seinen Augen meeresblau
die Zeit vergeht, man könnte weinen
der sanfte Wind wird langsam rau

wir fahren nach Haus, legen uns nieder
er schaut mich an, seh wie er lacht
will solche Reisen immer wieder
wir schauen auf die bunte Stadt

die Stern stehen bald am Himmelszelt
jetzt wird die Sonne untergehen
will nie verlassen diese Welt
ich möchte mit ihm hier immer stehen

Bei mir Zuhaus

Am Rhein entlang spazieren
nimmst dir für mich die Zeit
ich möchte mich verlieren
die Sternennacht so weit

stehen am Weltenrande
hältst mich vom Abgrund weg
dass ich in deinen Armen lande
wie ich mich nach deiner Liebe reck

nun liegen wir im Betten
verlangst von mir vertrauen
ich hoffe du wirst mich retten
in eine Zukunft schauen

doch trau mich nicht zu fragen
kenn deine Weise nicht
so wird mich Ungewissheit plagen
wie ich deinen Blicken auswich

versprich mir zum Schloss zu kehren
zum Platz beim klaren See
Ich werde mich nicht wehren
oh bitte, tue mir nicht weh

ich lieg in deinen Armen
gut und bös zugleich
und die Gestalten kamen
doch wie schliefen ruhig und weich

kannst du mich wirklich lieben
wachen zusammen auf
wir wollen es probieren
fühl dich bei mir Zuhaus

Offenes Herz

ich sah dich durch den Kerzenschein
in deinen Augen brennt ein Feuer
du schenkst mir einen guten Wein
sagst mir, er sei sehr teuer

beißt dir auf deine Lippe
lächeln schaust du mich an
so pocht mein Herz bei deiner Rippe
dass dir gehören kann

kannst du es mir nicht sagen
ich kann nicht weiter warten
mein Herz kanns nicht ertragen
muss dein Gefühl erraten

die Zeit nicht schnell verging
die mir unschlüssig war
an meiner Wange die Träne hing
sind wir nun ein Paar?

offen ist für dich mein Herz
ich deute deinen Blick
erwartet mich jetzt etwa Schmerz
oder mein ewig Glück?

war für deine Liebe offen
kommst immer in meinen Kopf hinein
wollte bei dir auf Treue hoffen
zusammen sein, für immer dein

doch du willst nicht bei mir bleiben
durch mein Herz ein Schwerte stach
muss Gefühle niederschreiben
bist der Erste der es brach

wird dies ein Rosenkrieg?
brauche kein Her und Hin
wenn ich in deinen Armen lieg
weiß ich, dass glücklich bin

Allein geliebt

du mein Herz bis jetzt vergangen
brachtest mir Trauer und Leid
musste mit den Tränen rangen
Montpellier verschwendete Zeit

keine Chance gabst du uns wieder
unsere Zeit ist nun vorbei
es ging immer auf und nieder
warte auf den neuen Mai

six to twelve

Sarah Thoms

Here we go again. Jeden Morgen das Gleiche. Fünf Uhr, der Wecker klingelt. Zähne putzen. Haare bürsten. Anziehen und los.
Wie ein Roboter führe ich alles aus. Fast leblos fühle ich mich, als ich den anderen einen guten Morgen wünsche.

6:00 Uhr – ich stemple mich ein.
Meine Füße tragen mich in den Raum, wo der Alptraum beginnt.
Ganz nebenbei mache ich meine Arbeit.
Doch innerlich bin ich ganz weit weg. Ganz wo anders. Ich bin bei dir und denke über alles nach.
Denke darüber nach, wie ich es kaputt gemacht habe.
Denke darüber nach, ob ich anders mit der Situation hätte umgehen sollen. Hätte es einen Unterschied gemacht?
Ich muss immer an dein Gesicht denken als ich dir sagte, dass es vorbei ist. Ich habe noch nie jemanden so kaputt gehen gesehen.
Jemand ist kaputt gegangen – wegen mir. Wegen dem, was ich aus meinem Mund gebracht habe, meine Gedanken, meine Blicke. Bin ich ein Zerstörer? Ein Weltenvernichter? So wie Imperator Palpatine?
Wie kann ich mit dem Wissen weiterleben, dass ich dich in den Abgrund gestürzt habe und selbst oben stehen geblieben bin?
Du hast versucht mich zum Bleiben zu überreden – zu überzeugen. Gebettelt hast du – Gefleht. Und ich war kalt.
Ich war so kalt, dass ich dir gesagt habe, egal was du sagst, es macht keinen Unterschied und es sei mir egal.
War es mir egal? Ich weiß es nicht.
TU MIR DAS NICHT AN.
Schallt es in meinem Kopf.
ICH GEHE DARAN KAPUTT.

I had to let go
Not because it was
The right thing to do
At the right time
The right place
But it was slowly breaking me Completely
Inside and out.

Ich schrecke zurück – ich hab mich am Backofen verbrannt. Meine Hand brennt genau wie mein Herz. Der Schmerz erinnert mich, dass ich immer noch hier bin.
Du nicht mehr.

Ich versuche mich zu konzentrieren und keine Fehler zu machen. Ob man es mir ansieht, dass ich nur eine Fassade trage? Dass ich kurz davor bin zusammenzubrechen?

Es ist soweit. 8:00 Uhr. Das Rattern – erst leise, dann immer lauter, immer bedrohlicher ... immer frustrierender. Ich merke, wie mein Herzschlag schneller wird und meine Hände anfangen zu schwitzen.
Das Rattern verdoppelt, verdreifacht, vierfacht sich. Es wird immer mehr. Immer mehr Leute stürmen herein.
Je lauter das Rattern und Rollen wird, desto mehr spüre ich die steigende Nervosität und Aggression in mir.
Ich frage mich, ob ich mich schnell verstecken kann. Ich gehe einfach ins Lager und warte, bis es vorbei ist, denke ich mir.
Doch dann kommt es immer näher, bis das Rattern fast so laut ist, dass ich das Gefühl habe, taub zu werden.
RRRRRR - - - - RRRRR - - - - RRRR
Und dann sehe ich nur ein paar Füße direkt vor mir. Guck nicht hoch. Tu so, als hättest du es nicht gesehen! Ich gucke hoch - - - verdammt! Ich verkneife mir krampfhaft ein nervöses Lachen. Die Frau sieht aus, als sei sie einem billigen Trash-Film entsprungen. Eine Maske, die fast ihr gesamtes Gesicht bedeckt. Sie hat Ähnlichkeit mit Jason ... oder war es Hannibal? Nur diese großen, weit aufgerissenen Augen starren mich verstörend an – langsam bekomme ich Angst. Wartet sie auf eine Reaktion von mir? „Wie bitte?“, frage ich. Sie starrt nur weiter. Plötzlich und unerwartet bewegt sich ihre Slasher-ähnlichen Maske und sie brüllt so laut, dass ich fast in die Regale zurückfalle: KLOPAPIER - - - WO IST DAS KLOPAPIER!!

In der nächsten Stunde werde ich von mindestens zehn weiteren maskierten Klopapier-Rittern nach dem Aufenthalt des weißen, dreilagigen Goldes gefragt.
Vermutlich habe ich die Memo nicht erhalten.

!! Breaking News: Klopapier ist ab sofort wertvoller als Gold !!

Und dann werde ich aus meinen flauschig, wattierten Papierträumen gerissen, als ein Mann vor mir steht.
Er sieht aus wie du. Wenn er sich beobachtet fühlt, dreht er sich vielleicht um, denke ich mir. Dann sehe ich, ob du es vielleicht bist.

Ob der Virus auch die Gehirne angreift? Das würde zumindest erklären, wieso ich immer noch an dich denke.

Don’t do this to yourself again You tried
While he didn’t
It’s not worth another heartbreak Another war

Just. Let. Go.

HÖR. AUF. DAMIT.
Ich wiederhole diese drei Wörter immer wieder.
Hör auf damit.
Hör auf damit.
Hör auf damit.
Hör auf damit.
Hör au ... „Haben Sie noch Mehl?“
Wie ein Tonband sage ich, dass das Mehl schon seit dem Morgen ausverkauft sei und muss anschließend eine frustrierte Flut an Verzweiflung, Wut und Ärgernis über mich ergehen lassen. Wie kann es denn sein, dass das Mehl ausverkauft ist? Aber hören Sie doch, wie kann es sein, dass jeder zweite Mensch, der den Laden betritt, 20 VERDAMMTE Pakete Mehl kauft? Kein Mensch kann so viel Mehl verbrauchen. Es sei denn man ist Bäcker oder so- doch ich bezweifle stark, dass Bäcker und Konditoren privat bei Aldi ihre zwanzig Pakete Mehl kaufen ... aber was weiß ich schon? Ich bin nur eine Werkstudentin und lasse die Stunden, Beleidigungen und Wutausbrüche über mich ergehen.

Will we ever walk past each other Smiling. Greeting.
Never thinking
That we should’ve tried

Harder?
12:00 Uhr. Ich stemple mich aus. Bis morgen.

---

4 Uhr 30

Saskia Walsdorf

Ich wache auf und ein verschlafener Blick auf mein Handy sagt mir: Es ist vier Uhr dreißig. Ich fühle mich, als hätte ich kaum geschlafen. Vier Uhr dreißig und ich weiß, dass ich ab jetzt wach bin. Ich raffe mich auf und stolpere, ohne den Schalter neben der Türe umzulegen, ins Badezimmer. Meine Augen sind verquollen und ich muss mich konzentrieren, nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Jeden Tag um vier Uhr dreißig erscheint es mir, als würde diese innere Unruhe, die mein Körper für vier bis fünf Stunden mühevoll überwunden hatte, erneut überhand gewinnen. Während ich zurück in meine Zimmer laufe, merke ich, wie schwer meine Glieder sind, wie alles in mir verkrampft ist, wie mein Körper mir deutlich zu verstehen gibt, dass er eine Grenze erreicht hat.
Ich lege mich zurück in mein Bett. Es ist noch warm. Draußen beginnen die Vögel zu zwitschern und ein warmes Gelb erfüllt Stück für Stück mein Zimmer. Ich versuche wieder einzuschlafen, den Tag noch einmal zurückzukehren, einen Neustart, der besser beginnt als der um vier Uhr dreißig, doch es gelingt mir nicht. Stattdessen befinde ich mich für die nächsten drei Stunden in einem Zustand, der stets die Grenze meiner Müdigkeit berührt, diese jedoch nicht überschreiten kann. Ich höre das Rauschen der Autos und LKWs, die mit viel zu hoher Geschwindigkeit an meinem Zimmer vorbeirasen, das Poltern der Müllabfuhr und die Nachbarn, wie sie mit den Hunden ihre morgendliche Runde drehen. Und mit jedem Moment, mit dem die Ruhe verschwindet und der Tag zum Leben erwacht, wird es auch in mir unruhiger. Mein Herz schlägt in meiner Brust, als wolle es hinaus, ausbrechen aus diesem Kreislauf, der keine Luft lässt. Mein Brustkorb schnürt sich zu, meine Glieder schmerzen. Jeder Versuch, meinem Körper in diesem Bett eine angenehme und erholsame Position zu verschaffen, scheitert. Ich wälze mich hin und her, die Unruhe, die innerlich wächst, zeigt sich nun auch nach außen. Es kommt mir vor, als würde das Bett versuchen mich abzuwerfen; gleich einem Pferd, das seinen Reiter loswerden möchte. Gleichzeitig jedoch habe ich das Gefühl, dass mein Körper mit Blei behangen ist, das mich unweigerlich nach unten zieht.
Mein Wecker klingelt. Spätestens jetzt ist jedes Entgegensetzen, jeder Versuch des Umwendens, des zur-Nacht-Zurückkehrens vergebens. Es ist wie ein Startschuss, der sich nicht vermeiden lässt, der keinen Aufschub duldet, als werde ich ins Wasser geschubst und das Ufer verschwindet schlagartig. Ich stehe auf und begebe mich unter die Dusche. Ich versuche mir vorzustellen wie ich diese Unruhe, alle Aufgaben und Gedanken und Fristen und Termine aus meinem Kopf zusammen mit dem Wasser und dem Schaum den Abfluss hinunterspüle. Doch meine Gedanken kehren immer wieder zu all dem zurück. In fünf Minuten muss ich fertig sein, damit ich noch genug Zeit habe, mir etwas zu Essen einzupacken, gegen das mein Magen sich nicht allzu sehr wehrt. Ich habe keinen Hunger, mein Herz rast. Alles läuft wie ein Film ab, den ich nur unterbrechen kann, wenn ich für

einen Moment still dasitze.

Und das tue ich.
Denn ehe ich mich versehe, bin ich bereits auf der Arbeit. An den Weg dorthin kann ich mich nicht bewusst erinnern. Die Erdbeeren sind teuer dieses Jahr und das lassen mich die Kunden spüren. Ich versuche mich darauf zu konzentrieren, was ich in der Zeit für die Uni lese, in der niemand kommt, um etwas zu kaufen, doch auch hier schweifen meine Gedanken ab. Es fällt mir schwer, die krummen Preise zusammenzurechnen, oft muss ich von vorne beginnen, mein Kopf fällt auseinander, all die Aufgaben und Abgaben und To-do-Listen driften wirr in dieser Gedankensuppe umher. Ich vergesse, welcher Tag ist, was ich tun wollte und was ich gerade mache. Ich vergesse zu essen, ich vergesse zu trinken. Ich kann mich nicht konzentrieren, kann anderen nicht in dem Umfang zuhören, wie ich es eigentlich möchte. Meine Hände zittern, das Geld fällt auf den Boden. Ich funktioniere, doch mein Körper fängt an zu streiken. Wie eine Maschine, die ununterbrochen läuft und dessen einzelne Probleme so lange ignoriert werden, bis sie ausfällt. Ich arbeite und bin gedanklich bereits sechs Stunden weiter, bevor ich nach Hause hetze, denn ich habe keine Zeit. Die Schmerzen in meinen Gliedern werden schlimmer, doch das kümmert mein Laptop und die darauf stattfindenden Zoom-Meetings und Abgaben nicht. Und so warten in dieser Woche neben meinen zwei Jobs 13 Kurse auf mich, die sich zwischen die beiden Hausarbeiten und meine Masterarbeit drängen, deren Abgaben jeden Tag näher rücken und dafür sorgen, dass sich alles in mir zusammenzieht. Ich ertrinke in diesem Wasser ohne Ufer, in diesem Meer aus Aufgaben und Abgaben und Verpflichtungen, aus dem ich mich selbst nicht zu retten vermag. Es ist ein Konstrukt, das keinen Ausweg erlaubt, aus dem es keinen Ausweg zu geben scheint, weil alles miteinander verstrickt ist. Ich bin 25 und studiere im zweiten Semester eines Studiums, dessen Abschluss unbedingt erforderlich ist, bevor ich anfangen kann zu arbeiten, und ich will fertig werden. Ich schreibe an einer Masterarbeit, deren Abbruch die letzten Jahre für nichtig erklären würde. Ich muss abliefern, darf nicht *nicht* können, muss die Erwartungen erfüllen, ständig verfügbar sein für alles und jeden.
Es ist 22 Uhr. Ich klappe mein Laptop zu, ziehe in einer Automatik meine Sportsachen an und beginne die 18 Minuten, die das Einzige sind, was keine unbedingte Verpflichtung ist, aber die dennoch nur dazu dienen, meinen Körper einigermaßen am Laufen zu halten, ihn ins Ziel zu schleppen, ohne vorher einen Totalschaden zu erleiden. Ich liege im Bett und weiß, dass ich dringend schlafen muss, um den nächsten Tag einigermaßen zu bewältigen. Selbst hierbei strenge ich mich an, doch diese Unruhe in mir lässt mich nicht. Stattdessen scrolle ich wieder zu lange durch die makellose Welt von Instagram. Ich sehe strahlende Menschen an Stränden, in Bilderbuchhäusern, beim Yoga. Sie alle leben mit einer Selbstverständlichkeit ihren Traum, schreiben Bücher, reisen um die Welt. Und wieder schnürt sich alles in mir zusammen. Ich zähle die Tage bis ich für zwei Nächte dem ganzen entfliehen kann. Es ist nicht das rettende Ufer, nicht das Ziel, aber eine Insel, besser gesagt eine Rettungsboje. Ich muss hier raus, raus aus diesem Konstrukt, dieser

Welt in meinem Kopf, die stetig laut ist, zu laut. Es scheint, als lebe ich nur noch in dieser Gedankenwelt, die alles, was um mich herum passiert, verschwimmen lässt.

Ich liege im Bett und der Tag kommt mir erneut vor wie ein Film, der sich erst jetzt vor meinen Augen abspielt und dessen ich mir die letzten Stunden nicht bewusst war. Nur in diesem Moment bin ich im Hier und Jetzt, als bestünde mein Leben nur aus Abenden, die sich aneinanderreihen und an denen die Zeit für einen kurzen Moment nicht wie im Zeitraffer verläuft. Mein Körper und meine Gedanken sind stets an anderen Orten und in anderen Zeiten, scheinen sich jedoch nicht zu treffen. Ich merke, wie ich erneut meinen Kiefer zusammenpresse und meinen Kopf durch die Verspannungen nur mit Schmerzen drehen kann. Ich habe heute kaum etwas gegessen, doch trotzdem verkrampft sich mein Bauch. Ich fühle mich ausgebrannt, ausgelaugt, unfähig noch einen Schritt weiterzulaufen, gleich des Zehnkilometerlaufes, den ich einmal bestritten habe, obwohl ich krank war. Meine Gesundheit macht mir einen Strich durch meinen Plan, alles möglichst schnell und gleichzeitig abzuschließen. Jede Kleinigkeit, die noch dazu kommt oder unvorhersehbar passiert, ist der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen bringt und mich zusammenbrechen lässt, mich aus der Bahn wirft, weil mein Pensum an dem, was ich bewältigen und ertragen kann, schon lange erreicht ist, und ich dennoch alles versuche. Ich fühle mich krank und doch hat es ohne körperliche Ursachen keine Berechtigung in diesem Konstrukt, in dieser Gesellschaft, da der Schein nach außen hin ein anderer ist. Ich raffe mich mit all meiner Kraft auf und Tag für Tag ist es schwerer. Und doch sehen andere nur das, was sie sehen wollen, interessieren sich nicht für die Ernsthaftigkeit hinter dieser Fassade. Ihre Worte drängen sich zwischen meine umherschwirrenden Gedanken: Stell dich nicht so an. Studieren ist keine richtige Arbeit. Du bist eh den ganzen Tag zuhause. Du nutzt deine Zeit falsch. Den Stress machst du dir selbst.

Go fuck yourself.
Ich habe keine Pause und keinen Feierabend, keine Ruhe. Ich arbeite, und wenn ich dies nicht tue, sitze ich in Online-Seminaren, und wenn diese nicht sind, schreibe ich an meinen Arbeiten. Von acht Uhr morgens bis mindestens 22 Uhr abends. Ich bin meine Arbeit und mein Studium, ich lebe für zu erbringende Leistungen. Und wenn ich mich tagsüber nicht in diesem Konstrukt befinde, übernehmen es nachts meine Gedanken. Nicht einmal der Schlaf lässt mich Luft holen und mein Leben gleitet mir unaufhaltsam aus den Händen, jeden Tag, Stück für Stück. Ein Kontrollverlust, den ich in dieser Ordnung kaum ertragen kann, es jedoch nicht schaffe, mich ausreichend dagegen zu wehren. Mein Körper streikt und hat angefangen, meinen Kopf ebenfalls dazu zu überreden. Und so frage ich mich immer wieder, wie lange ich mich noch über Wasser halten kann und wie ich es ans Ufer schaffe, denn bis dahin ist es noch weit. Doch so lange schwimme ich weiter

der körper

Elisabeth Janzen

Es ist schon hell im Zimmer. Er wird immer wach durch das helle Tageslicht, da er in einem Zimmer mit Dachfenstern schläft. Vor allem in den Ferien wird er durch das laute Gurren der Tauben auf dem Dach geweckt und nicht vom penetranten Klingeln des iPhone-Weckers aus den Träumen gerissen. Lädiert von der harten Kellnerschicht in der Nacht davor setzt er sich im Bett auf. Schon lange ist eine neue Matratze fällig, für immer auf der harten 50€-Matratze zu schlafen kann auf lange Sicht nicht gut ausgehen. Jeder Muskel tut weh, die Knochen knacken, man könnte denken, es handelt sich um einen 50 Jahre alten Körper und nicht den einer relativ fitten 20-jährigen. Wie jeden Morgen ist er geschockt, dass er sich immer noch an seinen so lebhaften Traum erinnern kann. Er fühlt sich sogar gesegnet so eine Fähigkeit zu haben, egal wie lange er schläft, immer träumt er. Kein Zeit länger zu träumen, die nächste Kellnerschicht wartet. Er weiß nicht, warum er jede Schicht annimmt, die ihm angeboten wird, aber trotzdem tut er es, ohne nachzudenken. Immer gestresst, das ist das Motto. Er beschwert sich keine freie Minute zu haben, dabei weiß er ganz genau, dass er an seinem freien Tag hilflos zuhause sitzt und vergeblich nach etwas sucht, was ihn vor seinen eigenen Gedanken rettet, der ganze Tag muss eng getaktet sein, in den Ferien genauso wie in der Unizeit. Freunde, Freund, Sport, Arbeit, Familie, Uni, Arbeit und nochmal Arbeit. Ein Stich durchfährt ihn, ein weiterer Stich im Unterleib. Oh nein. Nicht das wieder. Egal, weiter. Er wäre nicht er, wenn er sich immer überall hin hetzen würde und auf den letzten Drücker überall erscheinen würde. Er versucht es wirklich, aber anscheinend ist er wirklich langsam, wie alle Kollegen und Freunde es ihm sagen. „Du machst alles in Zeitlupe“. Warum fühlt es sich dann so an, als würde alles viel zu schnell passieren. Bevor der Tag richtig losgeht, muss das Gesicht erstmal anschaulich gemacht werden. Alle sagen immer, er braucht das nicht, doch er denkt, er braucht es. Er wurde leider nicht natürlich schön geboren und muss sich ironischerweise seine Schönheit ins Gesicht dazumalen. Manchmal hält er inne und fragt sich, was er dort tut. Als ob ein bisschen schwarze Farbe alles schöner machen könne. Doch anscheinend tut er genau das, denn nur noch so geht er aus dem Haus seit mehr als sieben Jahren. Schönheit liegt selbstverständlich im Auge des Betrachters, doch er ist sein strengster Betrachter und so sehr er versucht das Gesicht so zu mögen, wie es ist, es geht einfach nicht. Und so muss das tägliche Anmalen herhalten. Aber das Anmalen und der Körper sind schon ein eingespieltes Team, könnte man sagen, deswegen stört es ihn nicht weiter. Bevor er zur Arbeit fahren würde, muss er noch einiges erledigen, zur Post, zur Apotheke, solche Sachen halt. Das alles vor 11 Uhr, also musste er sich ranhalten. Die Anziehsachen, die er bei der Post abgeben musste, sind mal wieder das Resultat seines Verschönerungsprozesses. Auch hier hält er manchmal inne und denkt wie selbstironisch

es ist, sich in „schöne“ Kleidung zu stecken, nur um irgendwelchen Trends und Idealen nachzugehen. So viel hart erarbeitetes Geld ging schon für den bloßen Zweck des Bedeckens drauf. Auf dieser Welt dreht sich alles im Endeffekt doch nur darum, wer seinen Körper am schönsten, am wenigsten, am meisten, am hochwertigsten, am unbequemsten bedecken kann. Ein Wettbewerb des Bedeckens. Und in diesem Wettbewerb macht dieser Körper wohl oder übel auch mit, ob er will oder nicht. Naja, er müsste nicht, doch irgendwie muss er doch, unterbewusst. Es gibt ja nicht umsonst Schönheitsideale. Manche Körper werden von diesen gesteuert, manche nicht, andere machen sich ihre eigenen. Der Körper findet jeden anderen Körper auf seine eigene Weise schön, doch bei sich selbst ist er irgendwie am kritischsten. Jedenfalls gab er bei der Post ein bisschen Bedeckungsmaterial wieder ab, denn so viel Geld für diese Dinge hatte er dann nun doch nicht, egal wieviel er arbeitete. Der nächste Halt war die Apotheke, wo er eine kleine Pille abholen musste, die bei täglicher Einnahme die ganze Macht über ihn hatte. Er nahm diese kleine Hormonbombe viel zu leichtsinnig, das wusste er, trotzdem nahm er sie. Er fand keine andere Lösung. So musste er halt mit den Stimmungsschwankungen, der Gewichtszunahme und der Trägheit und Lustlosigkeit kämpfen. Wenn er so länger drüber nachdachte, tat der Körper vieles, was er eigentlich gar nicht wollte. Aber irgendwie musste er sich ja anpassen und er sah keinen anderen Ausweg, als es so zu tun, wie er es tat. Der Mittag ist noch nicht einmal angebrochen, schon ist der Körper gestresst und passt schon gar nicht mehr richtig auf den Verkehr auf. Heute machte er sich mehr Gedanken als er es sonst tat und dabei gehörte das doch eigentlich gar nicht zu seinen Aufgaben. Er wurde stets zu praktischen Zwecken erschaffen, doch heute hatte er wohl einen melancholischen Tag erwischt. Auf der Arbeit wurde wieder viel von ihm abverlangt. Er rannte von Tisch zu Tisch, von Gast zu Gast, stets bereit alle Wünsche zu erfüllen. Einen Aschenbecher? Bring‘ ich sofort! Salz und Pfeffer? Kein Problem! Ein neues Getränk, Aufwischen vom verschüttetem Getränk, ein Babystuhl, ein Sitzkissen? Klar, sofort. An diesem Tag musste er zusätzlich auch noch in den Keller und dort staubsaugen. Er strengte sich sehr an und tat alles für seinen Job, nur manchmal hatte er das Gefühl, es wurde nicht so geschätzt, wie es sollte. Wenigstens war das Trinkgeld zufriedenstellender als der Lohn. Verschwitzt und verklebt beendete er die Schicht, zufrieden, dass auch alle seine Gäste zufrieden waren. Es gibt auf jeden Fall Tage, an denen es weitaus schlimmer zugeht. Mal wird er von den Gästen, mal von der Küche oder vom Chef beschimpft. Der Körper will es meist nicht, doch in diesen Situationen muss er sich für ein paar Momente in der Toilette verstecken um die Tränen herauszulassen. Doch nach ein paar schwachen Momenten kommt er heraus und muss weiter funktionieren. Dies ist auch nicht so dramatisch für ihn, wie es sich vielleicht anhören mag, doch er ist leider mit einem sensiblen Herzen geboren worden und muss sich deshalb des Öfteren so durch den Alltag kämpfen. Nach der Arbeit folgt Sport machen und ein Wimperauffülltermin. Er versucht sich immer das zu geben, was er verdient, denn er arbeitet schon hart und muss sich durch den Sport auch weiter fit halten. Friseur- oder Kosmetikbesuche sind auch oft im Kalender um den Körper jung und schön zu halten. Das alles kann er sich natürlich auch nur durch seine fast tägliche Arbeit

verdienen. Von einem Termin zum nächsten fahren, das ist sein Leben, er funktioniert stets, um gewissenhaft seine Aufgaben zu erledigen. Autobahn, Ausfahrt, fast hätte er das Auto übersehen. Rote Ampel. Der Tank wird immer leerer. Nein, dafür ist jetzt keine Zeit. Das Navi zeigt schon, dass er drei Minuten zu spät kommen wird. Wieder eine rote Ampel. Die Straßen sind voll gepackt. Rot, grün, gelb, rot. Musik aus. Im Stadtverkehr kann er sich bei dieser Musik nicht konzentrieren. Ist das die richtige Straße? Keine Ahnung. Als das Navi noch einmal drei Minuten draufpackt, weil es doch nicht die richtige Straße war, schreit er einmal laut. Der ganze Stress, der sich den ganzen Tag angestaut hat, entweicht mit einem weiteren verzweifelten Schluchzen. Ich muss nach Hause, brauche eine Pause, muss die Welt kurz ausschalten. Nein. Gleich ist er da. Zu spät steht er ein paar Minuten später vor der Tür seiner vielleicht zukünftigen Wohnung, die er sich mit seinen Lieblingsmenschen teilen wird. Wenigstens ein kleiner Lichtblick an diesem Tag. Der Körper konnte sich nach zehn Stunden vollends entspannen und auf die Wohnungsbesichtigung einlassen. Er stellte sich schon alles ganz genau vor und richtete sie vor seinem inneren Auge ein. Ein Restaurantbesuch folgte, wie immer, wenn er mit den anderen zusammen ist. Er beruhigte sich wieder ein bisschen, fuhr herunter und widmete seine ganze Energie banalen Dingen und hörte sich die Probleme seiner Freunde an. Er erzählte selten, womit er zu kämpfen hatte, doch das störte ihn nicht. Er hörte gerne zu und stand nicht gerne im Mittelpunkt. Das bietet zu viel Angriffsfläche und es ist besser, man hält sich im Hintergrund. Manchmal fragte er sich, ob sie dasselbe für ihn tun würden, aber dann erlosch der Gedanke immer schnell. Natürlich. Bestimmt. Uni, Arbeit, ein neuen Typ. Irgendwie interessierte ihn das gerade gar nicht, doch er genoss es einfach nichts tun zu müssen und zu nichts verpflichtet zu sein. Auch wenn es nur für ein paar Momente ist. Er fuhr alle nach Hause. Das Handy klingelte. Er. Ich ging dran und mein Herz ging auf. Ich liebe diese Stimme, diese Stimme bedeutet Heimat. Geborgenheit. Keine Verpflichtungen. Ich höre ihr zu und irgendwie auch nicht. Ich spüre wie auf einmal alles von mir abfällt, als hätte ich die letzten Stunden und Tage einen tonnenschweren Rucksack mit mir herumgetragen. Nur der Klang dieser Stimme und ich lege den Rucksack ab. Ich spüre jede Faser meines Körpers, nehme ganz genau meinen Herzschlag war, meine schmerzenden Füße und meine pochende Stirn. Ich danke ihm, meinem Körper. Doch jetzt hat er Pause. Er erfüllt tagelange mechanisch seine Aufgaben, während das Herz eingepackt wartet. Es kommt nicht oft zu Wort, meist wird es vom Körper unterdrückt. Doch wenn Er da ist, kann der Körper das Herz nicht unterdrücken. Es leuchtet hell, wärmt den ganzen Körper und übernimmt. Ich bin da.

Sprite und Polo

Helena B.

2010

Es muss Ende der fünften Klasse gewesen sein. Zoe hatte mir schon öfters von den Unterstufenpartys ihrer Schule erzählt und meinte dann, sie kann mich mal mitnehmen. Wochenlang habe ich überlegt was ich anziehen will und war aufgeregt wie noch nie zuvor. Da ich auf einer Mädchenschule war, waren unsere Partys immer sehr langweilig gewesen und eigentlich ging auch niemand hin. Ich wollte in der Schule auch niemandem davon erzählen, weil ich nicht wollte, dass irgendwer Erwartungen an mich stellt. Wir waren zwar erst elf Jahre alt, aber damals bestand bereits dieser Druck einen Freund zu haben. Vor der Party ging ich zu Zoe und wir lockten uns die Haare, tauschten Klamotten aus und waren nur am kichern. Nach vielem Anprobieren entschied ich mich für einen geblümten Chiffonrock, der mehrere Stufen hatte und oben ein breites Gummiband, welches aussah wie ein Gürtel. Dazu kombinierte ich ein violettes Top mit Spitzenbesatz und einem großen Schmetterlingsprint und eine fliederne Strumpfhose. Nicht zu vergessen mein damaliges Markenzeichen: ein Cardigan und kurze Cowboystiefel. Den Cardigan hatte Zoe mir geliehen da von meinen keiner farblich passte. Alles in allem sah ich also aus als wäre neben mir ein Lavendelfeld explodiert. Als wir dort ankamen, tanzten wir erstmal nur mit den anderen Mädchen, bis dann der Höhepunkt des Abends eingeführt wurde: Die Liste. Eine Liste, auf der man immer ein Mädchen und einen Jungen aufschrieb, von denen man glaubte sie würden gut zusammenpassen. Die Liste wurde dann vorgelesen und das Paar musste dann gemeinsam beim darauffolgenden langsamen Lied tanzen. So schrieb man dann also Noah Oster und mich auf. Noah Oster, das bedeutet blonde Locken, größer als ich, blaue Augen und die schönsten Augenbrauen, die ich je gesehen habe. Buschig und dick, aber nicht ungepflegt. Seine Haut braungebrannt und die Haare etwas länger, verkörperte er den perfekten Surferboy für mich. Beschämt traten wir aufeinander zu und mit Armlänge Abstand legte ich meine Hände auf seine Schultern und er seine an meine Taille. Von einem Bein auf`s andere wippend unterhielten wir uns leise und versuchten uns nicht in die Augen zu schauen. Nach drei Minuten unangenehmer Nähe und strikter Beobachtung von Zoe und ihren Klassenkameraden lösten wir uns voneinander und teilten uns wieder in unsere Jungs- oder Mädchengruppen auf. Wir wurden noch einige Male miteinander aufgeschrieben, weil wir laut der anderen ja so gut zusammenpassten und süß aussahen, und langsam fühlten wir uns wohler und nahmen das Gaffen der anderen als unsere Gemeinsamkeit an über die wir uns ärgern konnten. Um 22 Uhr wurden wir alle abgeholt und während wir den letzten Schluck Sprite aus unseren Bechern sippten fragte mich Noah Oster nach meiner Nummer. Damals gab es noch kein Social Media oder WhatsApp und so schrieben wir per SMS für 11 Cent das Stück. Ständig lief ich zum Drogeriemarkt um mir

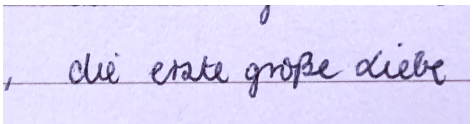
dort Guthaben für mein PrePaid Handy zu kaufen damit wir weiterschreiben konnten. Die Gespräche waren langweilig und ohne tieferen Sinn, da bin ich ganz ehrlich.

Hey
Heyy
Wie geht's
Gut dir?
Auch
Was machst du
Nix du?
Auch nix

Reines Kontakthalten. Doch tatsächlich waren diese Nachrichten der reinste Himmel für mich. Ich saß auf meinem Hochbett und jedes Mal, wenn mein Handy eine neue Nachricht von ihm anzeigte, flatterte mein Herz so stark, dass ich dachte ich würde abheben und nie wieder landen können. Noah Oster war der erste Junge, für den ich Gefühle hatte. Ein paar Monate später dann war die nächste Unterstufenparty an Zoes Schule und Noah Oster und ich hatten ausgemacht bei jedem langsamen Lied zu tanzen. Als der Abend kam, machte sich Panik in mir breit, ich hatte furchtbare Angst dass er versuchen würde mich zu küssen. Aus meiner Angst heraus beschloss ich in der Sekunde in der ich ihn sah nicht mit ihm zu reden, ihn zu ignorieren und so zu tun als würde ich ihn nicht kennen. Kurz darauf zog er nach Amerika und ich dachte ich würde ihn nie wiedersehen.

2015
Die zehnte Klasse. Meine erste richtige Party. Fabiola aus meiner Stufe hatte uns alle in die Halle Tor 2 eingeladen zu ihrem Geburtstag und für die meisten von uns war es die erste 16er Party. Alle waren gespannt, wer von unserer Mädchenschule heute vielleicht ihren ersten Kuss haben würde. Ich trug eine dunkelblaue Jeans, die ich mit meiner Tante in Florida gekauft hatte und ein schwarzes Top, dass ich ein paar Monate zuvor mit Zoe gekauft hatte und sie meinte, das könnte ich gut anziehen, wenn ich endlich 16 bin und feiern gehen kann. Dazu hatte ich Ballerinas von Tommy Hilfiger an die ich fast jeden Tag trug und abgöttisch liebte. Dort angekommen, war es erstmal eine Reizüberflutung. Hunderte von Menschen, alle in meinem Alter. Die Mädchen am kichern und sich verstohlen umschauen, die Jungs machten Wetten aus mit ihren Freunden, wer sich die meisten Nummern klären kann. Gemeinsam mit Helena stellte ich mich erstmal an den Rand, eine Sprite nippend, um mir einen Überblick zu verschaffen. Dann stürzte ich mich ins Getümmel. Ich traf einen Haufen Leute die ich von irgendwo her kannte. Aus meiner Gemeinde, dem Tanzkurs, anderen Schulen. Womit ich aber niemals gerechnet hätte, war,

dass ich an dem Abend Noah Oster wiedersehen würde. Doch da stand er. In einem Kreis mit seinen Freunden die ich alle nicht kannte. Er trug seine Haare jetzt etwas kürzer, so wie die meisten Jungs. Er war muskulös geworden und noch größer. Er hatte ein weißes Polohemd an und eine dunkle Jeans. Aber noch immer sah er aus wie der Surferboy als den ich ihn Erinnerung behalten hatte. Unschlüssig darüber, was ich tun sollte, starrte ich einfach nur rüber, bis ich all meinen Mut zusammennahm, durch den Kreis hindurch schritt und ich ihn fragte ob er Noah Oster sei. Verdutzt bejahte er meine Frage und wir versuchten uns zu unterhalten. Darüber, dass er wieder in Deutschland lebte und auf einer anderen Schule war. Der Bass schepperte und die dröhnende Musik verschluckte unsere Worte, weswegen wir auf meinem Handy in den Notizen weiterschrieben. Nachdem wir die wichtigsten Fragen klären konnten, tanzten wir gemeinsam mit seinen Freunden und ich verliebte mich direkt wieder in ihn. In der Halle gibt es hinter dem DJ Pult eine Empore, auf der man die ganze Halle überblicken kann und auf die man aber nur kommt, wenn man jemanden kennt. Wie das Glück so wollte, kannte Noah Oster jemanden dort und nahm mich bei der Hand und wir quetschten uns durch die Menge. Auf dieser Empore mit ihm fühlte ich mich wie ein Star, ich konnte alle Menschen sehen und die Leute aus meiner Stufe, die mich sahen, tauschten neidische Blicke aus und winkten mir zu. Nach einer Zeit hob er mich runter und wir gingen in einen etwas ruhigeren Bereich um zu reden. Wir redeten über alte gemeinsame Freunde und Game of Thrones. Viel zu schnell wurde es Mitternacht und ich musste meine Freunde finden, die ich seit Stunden nicht mehr gesehen hatte, mit denen ich mir aber ein Gruppentaxi nachhause teilte. Wir tauschten noch schnell Nummern aus und umarmten uns, dann war ich weg. Wir schrieben noch recht lange, aber wieder verlor es sich. Ich hatte noch viel zu viel Angst und er war, sagen wir mal, triebgesteuert. Ich dachte damals, dass es Schicksal ist und deswegen haben wir uns wieder getroffen. Ein paar Jahre später erfuhr ich dann, dass er in der gleichen Stufe war wie einige meiner Arbeitskollegen und einige waren sogar mit ihm befreundet. Ich dachte noch oft an ihn, wahrscheinlich sogar bis ich 19 Jahre alt war. In einem meiner Tagebücher habe ich eine Liste mit allen Typen für die ich jemals etwas empfand und hinter seinem Namen steht: die erste große Liebe. Dann traf ich jemand anderen, aber das ist eine andere Geschichte.



2020

Vor zwei Wochen stieg ich aus der Bahn aus und da stand er. Noah Oster. Noch größer

und breiter als mit 16 und die Haare zu einem Buzzcut abrasiert. Noch immer die schönsten Augenbrauen, die ich je gesehen habe. Fünf Jahre waren es mal wieder gewesen, aber ich erkannte ihn sofort. Und er mich auch. Wir plauderten ein wenig und bald kam zur Sprache, dass wir beide im Rhein Center arbeiten. Das Gespräch war gehetzt und wir beide mussten zur Arbeit. Am nächsten Tag schrieb er mich an, er hatte meine Nummer noch von vor fünf Jahren. Wir schrieben ein paar Tage, ich besuchte ihn auf der Arbeit. Er fragte nach einem Treffen. Montag holte er mich spontan nach der Arbeit ab und wir gingen zu ihm. Seine Wohnung war klein und hatte nur ein Zimmer, aber sie war schön. Sein Bett, so erklärte er mir, hatte er aus Los Angeles mitgenommen, wie die meisten seiner Möbel. Während ich mir ein Brot schmierte mit einer veganen Nuss-Nougat-Creme, die wir zuvor bei Rewe gekauft hatten, erzählte er von seiner Schulzeit und der Zeit von Amerika. Ich erzählte ihm, was seine ehemaligen Freunde seiner alten Schule so machten und wir lachten über die vergangenen Jahre. Er schämte sich für all die unreifen Sachen, die er mir mit 16 geschrieben hatte, aber ich tat sie ab und meinte, das wäre längst vergessen. Er probierte sogar nochmal ein Polo an und meinte, dass das überhaupt nicht mehr zu ihm passte. Wir redeten bis vier Uhr nachts durch. Wir kuschelten, aber mehr lief nicht. Irgendwann fuhr er mich nach Hause und brachte mich zur Tür. Gestern haben wir uns wieder getroffen. Diesmal hab` ich ihn von der Arbeit abgeholt. Wir redeten ein bisschen, guckten eine Serie und er küsste mich. Die Spannung, die sich über die letzten Treffen aufgebaut hatte, sorgte dafür, dass wir regelrecht übereinander herfielen. Gerade, als es richtig los ging, hielt er inne und fing an zu stottern, dass ihm das doch zu schnell ging. Es ist erst seit zwei Wochen richtig Schluss mit seiner Freundin. Ich war perplex und wusste nicht, was er mir damit sagen wollte. Ein paar Minuten überlegte er hin und her, ob wir weitermachen sollten während er sich über mir abstütze. Ich versicherte ihm, dass es vollkommen in Ordnung ist, wenn ihm das zu schnell ginge. Also zog er sich sein T-shirt wieder an und wir redeten. Und redeten. Über die Beziehung. Wie es ihm damit geht. Kostenlose Therapiestunde meinerseits. Irgendwann einigten wir uns darauf, es erstmal langsam anzugehen und ich sagte ihm, ich werde keine Schritte mehr machen, aber wenn er sich bereit fühlt, kann er mich einfach küssen. Dann haben wir uns wieder eingekuschelt und die Serie weitergeschaut. Auf dem Nachhauseweg haben wir wieder angefangen zu reden und haben dann noch im geparkten Auto weiter über die Beziehung der beiden geredet. Die ganze Zeit habe ich nur darüber nachgedacht, wie es ihm geht und wie Leid er mir tut. Aber als ich heute morgen aufgewacht bin und eine Weile an die Decke gestarrt hatte, habe ich mir am meisten Leid getan. Wie kann es sein, dass ich immer so viel Pech habe? Jedes Mal ist es das Gleiche und ich bin der Rebound, die Ablenkung, die Therapeutin.

Noah Oster. Zehn Jahre kennen wir uns jetzt, alle fünf Jahre gibt es ein Wiedersehen und nie klappt es.

2025
?

In der Bahn sitzen. AirPods drin. Keine Musik an. Seine Ohrringe an. Augen verquollen. Ich bin wütend. Weil das Wetter nicht zu meiner Stimmung passt. Warum muss es heute 26 Grad sein? Ich will dicke Tropfen die langsam an der Scheibe runterrollen, während ich dramatisch aus dem Fenster schaue und die Eifelstrasse an mir vorbeizieht. Stattdessen musste ich sogar meinen Pulli ausziehen und schwitze trotzdem noch. Ich will meinen Pulli, der mich bedeckt, der mich unsichtbar macht. Will nicht, dass mich heute irgendwer anschaut oder gar attraktiv in meinen Spaghettiträger Top findet. Lange ist es her, dass ich mal wieder so richtig geweint habe. Sogar meiner Mutter hab ich davon erzählt und beim Mittagessen geweint. Es geht mir auch gar nicht so um ihn. Es geht mir ums Prinzip. Ich war so glücklich mit mir selbst, ich war die starke unabhängige junge Frau, die ich solange sein wollte. Und dann? Ich öffne mich einmal, EINMAL, nach über einem Jahr und es war fürs erste umsonst. Ich kann ihn verstehen, sehr sogar, aber es nervt mich einfach, dass ich wieder die bin, die es abkriegt. Vielleicht bin ich wie das Polo, dass einfach nicht mehr zu ihm passt.

Irgendwie ist jetzt alles fast wieder gut. Ein bisschen weinen, ein bisschen dramatisch sein und getröstet werden. Heute Nacht war erholsam, kein Traum, der irgendwas damit zu tun hat, die Wahrheit so zurechtrücken, wie es mir am besten passt. Wir schreiben und alles ist wieder normal. Wieder mal Glück gehabt, dass ich mir nicht erlaubt habe Gefühle zu entwickeln. Außerdem hat Taylor Swift heute Nacht ein neues Album rausgebracht ohne es vorher anzukündigen und wie immer spricht sie mir mit ihren Songs aus der Seele. Lieder über verflossene Liebe, die einfach nicht funktioniert hat und darüber, wie es aber doch in Ordnung so ist. Heute läuft Musik in meinen Kopfhörern und ich fühle mich wieder wie der Hauptcharakter meines eigenen Lebens. Wenn ich durch die Straßen gehe, trage ich mein Kinn hoch und wenn der Wind mein Gesicht streift, schließe ich die Augen und lasse all die Last von mir wehen. Leute schauen mich an während ich an ihnen vorbeilaufe und ich spüre die Kontrolle über mich selbst wieder, die ich verloren hatte, weil ich nur über Noah Oster nachgedacht hatte. Das ist mein Leben und die Person, die meinen Kopf am Meisten ausfüllen sollte, bin ich. Jahrelang habe ich alles für andere Leute gemacht. Um zu gefallen, um zu beeindrucken, um beneidet zu werden. Was ich über mich erzählt habe, wie ich mich gekleidet habe und mit wem ich mich getroffen habe. Während ich darüber nachdenke, verspannt sich mein ganzer Körper und ich merke, wie ich meine Zähne fester zusammenbeiße als ich müsste. Es ist unangenehm, über diese Zeiten nachzudenken. Zeiten gefüllt vom Rechtfertigen vor anderen Leuten und Zerstörung meiner selbst.

Jetzt denke ich mir, dass alles, was in meinem Leben passiert, mich irgendwie weitergebracht hat. Selbstverständlich ärgere ich mich oft genug über all das Pech, was mir widerfahren ist. Der Missbrauch, keinen Vater zu haben, die Essstörung und die Arbeitslosigkeit meiner Mutter. Aber ich weiß, dass mich nur das definiert, was ich erlaube. Ich habe beschlossen mich jeden Tag neu zu erfinden. Heute bin ich wie ein Berg, egal wer mit seinem Bagger versucht mich niederzumachen, es wird nicht gelingen.

Vielleicht schafft es die Schaufel ein paar lockere Felsbröckchen abzuschürfen und vielleicht rollen diese dann auch hinunter, aber der Berg steht noch immer. Ich öffne eine Flasche 7Up und gieße sie mir in ein Glas ein, während ich Taylors neues Album wieder von vorne laufen lasse.

Fraktur

Claudia Psyk

Mit einem Schrei springe ich aus dem Bett. Mein rasender Herzschlag übertönt das YouTube-Video, das unbeeindruckt weiter dudelt.

Ich stehe mitten im Zimmer und kann mich kaum rühren. Arme an den Körper gepresst, beinahe auf den Zehenspitzen stehend.

Es braucht ein paar zuckende Anläufe, bis ich es schaffe meine Bettdecke anzuheben. Ein weiterer Schrei befreit sich aus meiner Kehle und die große braune Spinne in meinem Bett zeigt sich über meine Ablehnung so schockiert, wie ich über ihren Annäherungsversuch.

Sie hatte unsere dunkle Zweisamkeit wohl sehr genossen. Auf meiner Schulter sitzend, während ich ahnungslos auf dem iPad herum wischte.

Erst ein zärtliches Kitzeln am Hals hatte meine Aufmerksamkeit vom leuchtenden Bildschirm abgelenkt.

Bei der bloßen Erinnerung musste ich mich schütteln und fluche laut quietschend vor mich hin.

Die unerwünschte Besucherin hatte den Ernst ihrer Lage erkannt und war in die Spalte zwischen Bett und Nachttisch geflüchtet. Mit der Taschenlampe leuchtete ich ihr hinterher, während ich jede Bewegung der vielen Beine als möglichen Angriff einschätzte.

Die Wahl meiner Waffe fiel auf den Staubsauger. Mit tödlicher Präzession führte ich das Rohr zwischen meinem Bett und dem Nachttisch hin und her. Bis endlich der Luftstrom durch ein gespitztes Gurgeln unterbrochen wird. Ich habe auf jeden Fall etwas Größeres erwischt.

Schwer atmend bleibt mein Blick auf den Flecken Teppich gehaftet. Was ist, wenn ich die Spinne nicht erwischt habe und sie sich nur versteckt? Misstrauisch trete ich gegen die Möbel. Keine Antwort.

Schließlich fliehe ich ins Wohnzimmer und verbarrikadiere mich auf der Couch. Mit eingeschalteten Lichtern warte ich auf den Sonnenaufgang.

Die durchwachte Nach beschert mir kalte Füße und durchäderte, juckende Augen. Ich nehme die Zerstörung meines kaum existierenden Schlafrhythmus schulterzuckend hin. Immerhin muss ich nirgendwo erscheinen, keine Aufgaben erfüllen, keine Geistesgegenwart beweisen.

Das Haus verlassen ist 2020 kein Trend. Noch vier Tage lang bleibt es für mich eine Straftat. Quarantäne war das Vokabular aus Hollywood. Ich laufe im Videospiel hin und her, denn auf die Straße gehen würde mich 5 000,- € kosten.

Das Haus kommt mir kleiner vor. Es fällt mir schwer Handlung zu finden. Ein Tanztheater in dreckiger Kulisse und ohne Choreografie, von dem niemand weiß, wann endlich der Vorhang fallen wird.

Mein Leben im Schlafanzug ist weit entfernt von einem tragischen Schicksal. Doch wenn ich versuche nachzuvollziehen wie ich an diesem Punkt gelandet bin, zeigt sich meine eigene Überraschung in dem leeren Blick mit dem ich jeder neuen Schreckensnachricht im Fernsehen begegne.

Eine Ereigniskette, die an vielen Punkten ansetzen kann. Je früher man den Start setzt, umso größer wird das Gesamtbild. Wenn man bei Kürzungen im Gesundheitswesen anfängt, bei Tiermärkten in China, bei den Italienern oder dem Millionenfest Kölner Karneval.

Zu diesem Zeitpunkt habe ich die neue Krankheit noch nicht ernst genommen. Im Gegenteil, ich platzte geradezu vor Selbstzufriedenheit. Bald wären auch diese Bilder wieder verschwunden und die Angst der Desinfektionsspritzer und Vitaminschlucker hätte sich erledigt. Was sollte der Virus mir schon anhaben können? Ich war aus dem Praktikum im Kindergarten unbeschadet herausgekommen und selbst der Rosenmontag in Köln hatte keine bleibenden Schäden hinterlassen.

Deshalb setze ich meinen Anfang an die Spitze meiner Unbekümmertheit.

Der Mann meiner Tante hatte zum Geburtstag geladen. Der Abend versprach ruhig und gesellig zu werden. Das Essen dampfte auf dem Küchentresen.

Als Teil der jüngeren Generationen in der Familie war mein Platz auf der Bank am Küchentisch. Zu meiner Linken diskutierte meine kleine Cousine mit mir die schwere Belastung der Grundschule und zauberte kleine Emojis auf dem Smart-Phone, das sie ihrer Mutter abgequatscht hatte. Ihr älterer Bruder war ganz vertieft in das Drama der

sechsten Klasse, das sich auf seinem eigenen Gerät abspielte. Zu meiner Rechten gab uns die Verlobte meines ältesten Cousins erste Hinweise zu ihrem Hochzeitskleid. Wir hatten vor ein paar Tagen die Einladung bekommen und es versprach das Große Event 2020 zu werden.

Ich machte es mir auf der Bank bequem und ließ den ewigen Strom des familiären Geplauders über mich fließen. Eine Tante meiner Mutter war gestorben und sie besprach mit ihrer Schwägerin das unschlagbare Timing des Ablebens.

„Wir waren sie ja noch besuchen."

„So kurz nach Karneval!"

Der Karneval hatte vor allem die erste große Angstwelle über Corona mit sich gebracht. Das Radio spuckte ständig neue Infektionsherde aus. „In ein paar Wochen ist das alles vergessen."

„Stellt euch mal vor, die hätten darüber den Zug angesagt."

„Niemals hätte es das gegeben."

Das Geburtstagskind erzählte von Corona-Verdächtigen im Tennis-Verein. Doch die Geschichten blieben vage, so wie die Bilder von UFO-Sichtungen immer nur verschwommene Aufnahmen waren.

Mein älterer Cousin und ich sprechen über Sport und die positive Wirkung von Bewegung. In mir keimt die Hoffnung auf Anerkennung. Stolz erzähle ich vom Fahrrad fahren und morgendlichem Besuch im Fitnessstudio. So untypisch für mich wie das Make-up, die geglätteten Haare, das teure Shirt. Doch der Kampf um Anerkennung ließ mich heute zufrieden zurück. Scheinbar habe ich alles richtig gemacht.

Ich ging später beruhigt schlafen. Zufrieden mit einem Samstag der glatt instagramreif gewesen war. Morgens zum Work-out, mittags gelernt und abends zum Feiern. Ich merkte schon den Muskelkater von der ungewohnten Bewegung und überlegte, ob ich mich bei der Verwandtschaft gut benommen hatte.

Am nächsten Morgen schwelgte ich noch im Wochenendglück. Ein Sonntag voller Süßigkeiten und Faulheit lag vor mir, der mich beinahe in meine Kindheit zurückversetzen wollte. Ich machte mich bereit zum Kaffee trinken auszugehen, als ein dumpfer Knall meiner guten Laune ein Ende setzte. Im Türrahmen ausgestreckt lag meine Mutter, nachdem sie über ein verirrtes Einzelteil im Flur gestolpert war. Wir hoben sie

langsam auf und mir wurde schnell klar, dass ich meinen Sonntag nicht im Eiscafé sondern in der Notaufnahme verbringen würde.

Sie war auf ihr Handgelenk gefallen und während wir auf`s Röntgen warteten fragte ich: „Ich verstehe nicht wieso du hingefallen bist?“

„Ich bin über die Gehhilfe gestolpert.“

„Wieso lagen die überhaupt im Flur?“

„Ach, Chaos“, ist ihre Antwort.

„Einfach umgefallen“, ich konnte es nicht glauben. „Als hätte dich einer geschubst.“

Wir mussten nicht lange warten. Vom Röntgen zum Verbinden und wieder zum Röntgen und am Ende gab uns die Ärztin einen Termin für den nächsten Morgen, so dass der Oberarzt entscheiden könnte, ob noch eine OP nötig wäre.

„Ich muss aber morgen früh zu einer Beerdigung.“ Die Ärztin ließ sich erweichen und verschob den Termin auf den Nachmittag.

„Wo ist die Mama?“, fragte mein Onkel und meinte dabei seine eigene Mutter.

„Sie hat mich heute Morgen um halb angerufen, hatte die ganze Nacht Nasenbluten.“ Wir hätten sie eigentlich vor der Messe abholen sollen, aber …

„Sie wollte eh nicht kommen – von Anfang an nicht.“ Die Schwägerin meiner Mutter schüttelte den Kopf. Wir machten es ihr nach. Ihr Blick fiel auf die Gipsschiene. „Ihr habt ja wirklich so ein Pech!“ Die beiden hatten noch nach dem Krankenhaus telefoniert.

Mein Onkel ließ fragende Blicke in der Runde schweifen. „Ich bin im Flur gefallen. Ist wohl gebrochen, wir müssen nachher noch zum Oberarzt.“

„Du bist heute Chaffeur?“, stellte er das Offensichtliche in meine Richtung fest. Ich nickte nur.

„Du hast ja einen tollen Schirm!“ Meine Mutter deutete auf das Gerät, das mein Onkel mit zunehmender Unruhe in die Asphaltrisse spießte. Es war nasskalt aber es regnete noch nicht. „Dachte mir, der hätte ihr bestimmt gefallen“, verteidigte er seinen rotgoldenen Schirm.

Die Vorbereitung sollte sich als passend erweisen. Auf dem Weg zur Totenkapelle am Friedhof begann es schon zu nieseln. Weitere Verwandte zeigten sich mitleidig über verletzte Handgelenke.

„Ich bin im Flur gefallen?“

„Einfach so?“

„Über die Krücken…“

Eine weitere Tante macht ein bekümmertes Gesicht. „Wie geht’s denn eurem Pflegefall?“

Schulterzucken und Mienenspiel müssen als Antwort reichen. Stille breitet sich aus, als der Pfarrer wieder das Wort ergriff. Nur das Urenkelchen läuft zwischen den Reihen hin und her.

Auf dem Weg zum Grab knirschte der Kies unter unseren Schritten. Meine Mutter flüsterte mit ihrer Schwester über die Verletzung und ausbleibende Besucher. Langsam kroch mir die Kälte vom Regen in den Kragen.

Zum Kaffee wurden wir von den Vettern meiner Mutter mit Umarmungen begrüßt. Beileid und Fragen nach dem Gips.

„So schön, dass du auch da bist.“ Ich nickte dankend, auch wenn ich lieber nicht da gewesen wäre.

Der Saal war gefüllt mit Menschen. An drei langen Tischen hatte sich die Verwandtschaft versammelt. Der älteste Bruder meiner Mutter betrachtete mich mit falschem Mitleid. „Am Samstag Geburtstagsbegleitung und heute Krankentransport.“

„So dramatisch ist es ja nicht. Eigentlich wollten wir nur Eis essen gehen, aber …“

„Ja, Krankenhaus war halt spannender.“

Der Witz lief sich bald tot.

„Grüß den Papa“, trug man mir auf. Immer der Blick auf die Gipsschiene und tief in die Augen und zu fest gedrückt.

Auf dem Heimweg arbeiten die Scheibenwischer gegen den Regen an. Die teuren Blumen auf dem Friedhof werden schon am ersten Tag verdorben sein.

Im Radio wird von Corona berichtet. „In der Kirche haben auch alle gehustet. Eigentlich gut, dass die Oma nicht da war."

Meine Vorgesetzte kommentierte, wie schick ich in schwarz aussähe. Ich erklärte ich, dass ich am Morgen schon auf einer Beerdigung war. Der schuldige Gesichtsausdruck milderte sich erst, als ich ihr sagte, dass es keine direkte Verwandte gewesen wäre. „Eine Tante von der Mama."

Mein Kollege und ich scherzen über Corona. „Bei Corona gehen sie auf Abstand und desinfizieren sich die Hände aber trotz Aids ist Kondom immer noch Diskussion." Ich bin überrascht über den Vergleich aber lache mit.

„Ach jetzt Corona kriegen wäre doch schön. Zwei Wochen Urlaub könnte ich gut gebrauchen!", ereifert sich eine Kundin.

Am nächsten Morgen werde ich kaum wach. Habe mich im Schlaf um Kälte und Wärme herumgewunden und keinen Platz gefunden. Verklebt und durchgewalzt schalte ich endlich den Wecker aus. Mein Kopf brummt und mein Rücken ist nass. Ich tapse in Bad und suche nach dem Fieberthermometer. Ich fühle mich schwer, kaum anwesend. Kann mich nicht erinnern, warum ich aufgewacht bin, bis mir langsam dämmert, dass ich zur Arbeit müsste. Das Thermometer piepst mich zurück in die Gegenwart. Die Zahl schleicht sich an die 39° heran und ich tippe widerwillig auf meinem Telefon herum. Meine Krankmeldung läuft mehr oder weniger reibungslos. Die Vorgesetzte wundert sich, dass ich mich mit Fieber krankmelde und meine Ärztin will mich eigentlich gar nicht sehen.

Frau Doktor sitzt mir mit Maske gegenüber und erklärt, dass sie mich lieber nicht untersuchen würde, wegen der Ansteckungsgefahr. Ich nicke und lasse mir den gelben Schein aushändigen. Ich bin in die Praxis gekommen für rosa Zettel, die mich wieder auf den Damm heben, dass ich meinen kleinen Stadtausflug machen kann, der als Urlaub in diesem Jahr gilt. Keine Bedenken! Am Nachmittag sind die Grenzen geschlossen. Meine Freundin übernimmt die Stornierung, während ich mit schwerem Kopf die Couch belege. Meine Mama hat sich im Sessel eingerichtet. Der eingegipste Arm hängt auf der Lehne während sie der Müdigkeit nachgibt.

Später finde ich mich in meinem Bett. Wache auf, wie aus dunklen Alpträumen aufgetaucht. Durchnässt schleppe ich mich unter die Dusche. Der klebrige Schlafanzug verschwindet auf dem Plastikboden.

Als die Läden schließen, ruft der Chef mich persönlich an, um mir mitzuteilen, dass mein Vertrag beendet wurde. Mit zerreißender Schuld schaue ich auf mein neues Handy. Geldverschwendung, die ich nicht an die große Glocke hängen will.

Die Tage vergehen langsam, halb schlafend. Husten schüttelt meine Eltern aus dem Schlaf, gleichzeitig werde ich vom Fieber besucht. Mein Magen krampft um Essen, das ich zu lange aufgeschoben habe, während der Fernseher ewige Zukunftsträume aus den 90ern ausspuckt. Der Arzt kommt auf dem E-Bike und testet meine Mutter im Flur. Sie wäre lieber im Bett geblieben.

Meinen Eltern wird Antibiotika verschieben. In der Apotheke treffe ich unsere Nachbarin, die sich mit Erkältungsmitteln eindeckt.

Der Test war positiv und wir sind im Haus eingesperrt. „Wahrscheinlich haben sie es sich im Krankenhaus geholt“, sagt der Arzt am Telefon. Er ruft meine Mutter jeden Tag an. Sie ruft ihre Schwester an. Auch sie und ihr Mann werden getestet. Zwei weitere Versuche bis sich die Lungenentzündungssymptome erklären.

Meine Eltern nehmen ihre Tabletten, wenn die Glocken um halb acht schlagen. Die Kanzlerin ruft im Fernsehen zu Vorsicht und Gemeinschaft auf. Wir versammeln uns um das Essen, das meine kleine Schwester gezaubert hat. Meine Mutter isst kaum einen halben Löffel.

Meine Freunde am Telefon bringen mich zu Lachen, bevor wir über die Massengräber in Italien sprechen. Noch nicht zu abgestumpft um von WDR-Bildern mitgenommen zu sein verfallen wir in Schweigen.

Mistakes

Luise Leweke

I would say I shave maybe once or twice a year. At least. Last year I shaved three times but on the same day.

Very busy period in my life.

Before the arrival of the great caretaker I sat down in front of my computer and watched the screen saver.

Finally, after the passing of what definitely felt more like an hour the doorbell rang.

I let the caretaker in wondering if a handshake was appropriate. Apparently not.

(Peter Wächtler, Five Major Mistakes in Plumbing/Jolly Rogers)

Der Caretaker arbeitete nicht so, wie ich als Caretaker früher gearbeitet hatte. Wenn die Klienten freundlich waren, so freute ich mich immer sehr und machte Späße mit ihnen.

Doch dieses Leben war vorbei, ich war kein Caretaker mehr, ich war nicht mehr in England, stattdessen studierte ich in Köln und ein anderer Alltag hatte sich eingestellt.

Es war ein Alltag voller Prüfungen, die gemischte Gefühle in mir auslösten, die oft schwer kontrollierbar waren. So kam es oft, dass ich zu Klausurphasen die Sonne vermisste, denn mein Zimmer war nach Norden ausgerichtet. Nur ein bis zwei Stunden am frühen Morgen, die ich derzeit eigentlich immer verschlief, und ein bis zwei Stunden am Abend hatte ich direkte Sonneneinstrahlung in mein Zimmer. Das war mir viel zu wenig.

In Klausurphasen also saß ich in diesem Zimmer und vermisste die Sonne so sehr, dass es wehtat. Außer, wenn es draußen bewölkt war, dann fand ich es gemütlich.

Als es auf die Kunstpädagogik-Prüfung zuging, fragte ich mich, welches Thema ich hierfür auswählen wollte. Wir durften uns Themen aussuchen, die uns interessierten und die sich mit Schulunterricht und Pädagogik im Kunstunterricht in Bezug setzen ließen.

Privat las ich sehr selten Bücher, vielleicht mal fünf Seiten alle zwei Monate. Außer für die Uni, da las ich häufiger mal was, meistens wissenschaftliche Texte. Romane hatte ich sowieso schon lange nicht mehr gelesen. Meine Oma gab mir häufig Buchempfehlungen, denen ich nicht nachging. Sie sagte, dass lesen am Abend entspannend wäre und ich auch damit anfangen sollte. „Ein paar Seiten am Abend und man lässt den Alltag hinter sich und kommt zur Ruhe." berichtete sie.

Nun besuchte ich ein Seminar, in welchem ich das erste Mal seit vier Jahren eingehender mit Romanausschnitten konfrontiert wurde. Der Stil war eine Mischung aus Autobiografie und Fiktion. Es machte Spaß, die Ausschnitte zu lesen und das Thema war gefunden.

Anfangs lud ich die Texte auf mein iPad und machte es mir auf dem Sofa, Sessel oder Bett gemütlich, während ich sie las. Später las ich auch auf dem Laptop, das iPad war mir manchmal doch zu schwer, um es länger in der Hand zu halten.

Die Romanprotagonisten waren meistens schräg drauf und hatte sprunghafte Gedanken, die manchmal gar nicht zusammenpassten und ich deshalb manchmal lächeln oder lachen musste. Ein Ausschnitt handelte von einem Mädchen, das sich ständig Schlaftabletten und Antidepressiva reinzog, weil sie möglichst viel Lebenszeit verschlafen wollte, was ihr auch gelang. Sie hatte kaum Freunde, war Weise, aber sehr hübsch. Und dünn und groß war sie auch noch, was im Buch auch als positive Eigenschaft beschrieben wurde, weil dünn und groß sein automatisch hübsche Attribute sind (natürlich nicht).

Das Schreiben von eigenen autofiktionalen Texten begann damit, dass wir live im Seminar den Blick aus unserem Fenster schriftlich beschreiben sollten, möglichst sachlich und in kurzen Sätzen. Ich schrieb, dass ein Mädchen mit weißen Schuhen und weißem T-Shirt und ein Mann mit weißem T-Shirt rumliefen. Und dass auf der Wiese vor meinem Haus ein Hund an einer weißen Stelle der Wiese schnupperte.

Jetzt sitze ich auf einem alten Holz-Stuhl, auf dem die Holzmaserung zu erkennen ist. Zwischen meinem Hintern und dem Stuhl befindet sich ein braun-kariertes Kissen. Die Sonne strahlt durch das Fenster an die gegenüberliegende Tür. Die direkte Sonneneinstrahlung erhellt meine Stimmung. Ich sitze hier im Flur unserer WG. In mein Zimmer strahlt ja keine Sonne, wie gesagt. Es ist 9:41 Uhr, in den Flur scheint bis ca. 13 Uhr die Sonne, deswegen arbeite ich zu diesen Uhrzeiten hier wohlgesonnter. Wenn ich geradeaus gucke, sehe ich Baumkronen. Fast schon ein kleines Wäldchen,

denn die Baumkronen sind sehr dicht und bilden eine grüne, zusammenhängende Matte. Die Sonne verfängt sich in den oberen Spitzen. Ich sehe fünf Vögel als Gruppe über die Bäume fliegen. Ein leichter Windzug streift mein Ohr und meinen Nacken. Ich kann fühlen, wie die wenigen Haare, die aus meinem Dutt über meinen Nacken hängen, vom Wind bewegt werden. Ich höre Vögel zwitschern. Ich höre die A4. Ich sehe einen weiteren, weißen Vogel fliegen, diesmal in die Bäume rein, statt obendrüber. Der hellbraune orientalisch gemusterte Seidenschal, der von der Garderobe hängt, wird von der Sonne geküsst. Seine Fransen wackeln durch den Luftzug, der durch den Flur geht. Wenn ich nach rechts durch das Fenster schaue, sehe ich zwei Kondensstreifen am blauen Himmel. Ich sehe ein Hochhaus, das ich immer das „T-Shirt-Haus“ nenne, weil auf dessen Dach ein Gebilde ist, das für mich von weitem aussieht wie ein T-Shirt. Eigentlich ist es das natürlich nicht, es ist glaube ich ein Bürohaus. Ich habe den Namen schon oft gegoogelt und immer wieder vergessen.

Für die Kunstpädagogik-Prüfung musste ich ein Foto von meinem Arbeitsplatz erstellen. Hierfür stand ich extra früh auf, um die wenige Sonnenzeit in meinem Zimmer abzupassen und einen sonnengetränkten Schreibtisch zu präsentieren, was eigentlich nur selten der Realität entspricht. Ich sortierte die Ordner meines Laptops, damit der Laptop-Display auf dem Foto ordentlich aussieht. Letztendlich war dies unnötig, denn man erkannte auf dem Foto nicht, was auf dem Display zu sehen war.

Bei der Vorgehensweise für die Vorbereitung der Prüfung hatte ich wie immer keine klare Struktur im Kopf, was mich verunsicherte. Ein paar Kriterien gab es: Bezüge zu kunstpädagogischen Positionen ziehen, Foto von Schreibtisch zeigen, Bezug zur Schule herstellen. Der Rest war sehr offen gehalten und musste „einfach stimmig“ und vor allem mit rotem Faden versehen sein. Solche Prüfungen bedeuten oft Chaos beim Abspeichern und Wiederfinden der Dateien. Andauernd ändert sich mein Befinden, was wichtig ist und was nicht. Meine Meinung ändert sich, wie ich das Ganze dokumentieren soll: als Fließtext, Stichpunkte oder Mappings. Meine Meinung ändert sich, wo ich das Ganze festhalten sollte: In Word, PowerPoint oder OneNote. Meine Meinung ändert sich, ob ich mit dem MacBook oder iPad arbeiten sollte oder mit beidem gleichzeitig. Und so entsteht das Datei-Chaos. Anstatt den langfristigen Prozess des Aufräumens in Angriff zu nehmen, recherchiere ich lieber weiter und hoffe, dass sich das Wichtigste in meinem Kopf abspeichert und die paar wenigen Dateien, an denen ich gen Ende arbeite, prüfungstauglich sind.

Schwammige Prüfungsanforderungen, die bedeuten, dass man den Weg zu einer gelungenen Prüfung selbst finden muss, sind ein allgegenwärtiges Problem. Es ähnelt ein wenig dem Pokern, zu hoffen dass der gewählte Weg der richtige ist. Andauernd selbst zu entscheiden, was wichtig und spannend ist und was nicht, ohne sich mit anderen Leuten abzusprechen, erfahre ich als verwirrend. Aus dem Physik-Studium kenne ich es, zusammen mit KommilitonInnen für Klausuren zu lernen. Durch den

sozialen Kontakt motiviert diese Arbeitsform und zusammen entscheidet es sich leichter, was in der Prüfung dran kommen könnte und was eher nicht. In der Kunst ist diese Zusammenarbeit auch oft angestrebt, aber außerhalb der Seminarräume wenig umgesetzt. An der Umsetzung bleibe ich allerdings dran, es lassen sich bestimmt KommilitonInnen zum gegenseitigen Feedback motivieren.

Rechts aus dem Fenster sehe ich Autos inmitten von Bäumen fahren. Viel Grün und ab und zu tauchen dazwischen Lkws auf. Ein Baum ist viel größer als die anderen und sein Blattgrün ist viel dunkler, als das der anderen. Ich trinke frischgekochten Mate-Tee aus einer 0,5l Starbucks-Tasse, auf der New York abgebildet ist. Ein Flugzeug kommt näher, man hört es deutlich, ich finde dieses Geräusch schön. In weiter Entfernung hört man einen Krankenwagen, nach zehn Sekunden ist das Geräusch weg, dafür nähert ein neues Flugzeug, nein, ein Hubschrauber. Ein Raubvogel zieht seine Kreise, Vögel krächzen im Hintergrund. Das obere Metallgitter der Heizung rechts neben mir ist ein wenig verbogen. An einer Stelle ist ein Metallsteg nach oben gebogen, direkt daneben der Steg ist nach unten gebogen. Vielleicht hat da mal jemand einen Schraubenzieher reingesteckt, um das Gitter anzuheben. Gegenüber von mir hängt eine Garderobe, an der sich zwei Jacken und ein Helm befinden. Die linke Jacke ist hellgrau, fast weiß und die rechte mausgrau. Die Garderobe hat acht Hacken. Die hellgraue Kapuzenjacke hängt am dritten Hacken von links, der dunkelgraue Cardigan hängt am dritten Hacken von rechts.

Geradeaus blicke ich in die Küche. Die Fensterbank unserer Küche ist viel niedriger als gewöhnlich und sehr breit. Darauf steht eine Lampe, die aus zwei Glühbirnen übereinander besteht und sonst nur aus dem Lampengestell, ohne Lampenschirm. Diese Lampe hatte ich für fünf Euro auf der Facebook-Seite des Studierendendorfs Efferen gesehen. Die Leute, die in der Wohnung wohnten, bei der ich die Lampe abholte, sprachen Russisch oder etwas Ähnliches. In der Lampe war eine pinke und eine gelbe Glühbirne und schon damals fehlte der Lampenschirm. Als meine damalige Mitbewohnerin nach Hause kam, brannte die Lampe in meinem Zimmer und sie fragte mich, welche Party denn bei mir abgehen würde, wegen des pinken Lichts. Nun befinden sich in der Lampe zwei Retro Edison-Glühbirnen, die aktuell so modern sind. Die untere ist lang und dünn, also zylinderförmig und die obere ist kugelförmig. Da die Lampe schief ist, stellen wir sie immer ganz in die Ecke zwischen Wand und Fenster. Die Ecke sorgt dafür, dass sie geradesteht.

Die Sonne ist nun gewandert, die Tür gegenüber vom Fenster wird nicht mehr angestrahlt, aber befinden sich Lichtflecken 70 Zentimeter entfernt von der Tür auf dem Boden. Der Boden ist überwiegend grau, meine Mitbewohnerin Elisa ist allerdings der Meinung, er wäre blau. Er ist wahrscheinlich schon 50 Jahre alt und war wahrscheinlich der günstigste Boden, den man damals kaufen konnte. Auf dem grau oder blau befinden sich Punkte, die unterschiedliche Formen haben. Keiner ist symmetrisch rund, sie sind

alle deformiert und ungefähr gleich groß. Der Durchmesser aller Punkte beträgt ca. einen Zentimeter. Sie sind entweder rotbraun oder dunkelblau. Der Gedanke kommt mir, dass ich vielleicht heute Sport machen sollte, damit sich das viele Essen der letzten Tage nicht an der Hüfte absetzt. Gestern war ich joggen, allerdings im Dunkeln und deshalb nur in der „Stadt“, das hat mich gestresst. Ich habe dabei Musik gehört, das hat mir nicht gutgetan, Ruhe wäre vermutlich besser gewesen. Heute sollte ich zum Joggen an den Decksteiner Weiher fahren, da ist es auch schöner.

Es fing an mit der Auseinandersetzung mit Digitalisierung und mit Corona. Und dem Gefühl, dass zu viele Dinge erledigt werden müssten. Diesem Gefühl der Unruhe wollte ich möglichst sachlich auf den Grund gehen.

Den Einfluss, den soziale Medien und ständige Erreichbarkeit auf mich haben, wollte ich näher kennenlernen. Das Betrachten von YouTube-Vorträgen, die von Medientheoretikern gehalten wurden, brachte mich auf dieser Suche weiter, obwohl ich am Anfang noch nicht genau formulieren konnte, wonach ich suchte. Der neue Sessel, erworben von Ebay-Kleinanzeigen, diente mir als Ort, an dem ich mich niederlassen konnte, um mir Vorträge anzusehen, deren Content ich auf dem iPad visualisierte. Die Rückenlehne des gelben Sessels konnte man verstellen, sodass ich mal aufrecht, mal zurückgelehnt und mit den Füßen hochgelegt, arbeiten konnte. Die Fußstütze konnte man aus dem Sessel ausfahren lassen. Ich musste aufpassen, dass ich bei der Arbeit im Sessel nicht zu müde wurde.

Später lief es darauf zu, dass ich meine analog erstellten Gemälde digitalisieren wollte, um sie dem Thema *Digitalisierung* anzupassen. Ich wollte eine Installation zum Thema *Digitalisierung* machen, die nicht langweilig war und den von mir gespürten *information overload* spürbar machte. Im Medienbildungsraum des Instituts für Kunst und Kunsttheorie konnte man trotz Corona schon wieder große Formate drucken lassen. Dort fragte ich sieben A1, acht A2 und fünf A3-Drucke an, die ich abholen konnte. Zweimal ging ich ins Institut, um die Drucke abzuholen. Alle studentischen Hilfskräfte, auf die ich beim Abholen stoß, waren sich unsicher, ob ich die Drucke gut finden würde, da die Qualität der Bilder, die ich im Vorfeld geschickt hatte, nicht für große Formate ausreichte. Die Bilder waren also größtenteils unscharf, aber das war mir egal. Beim zweiten Besuch hatten die studentischen Hilfskräfte die Bilder noch nicht ausgedruckt, weil sie mich erst wegen der schlechten Qualität fragen wollten. Ein Mädchen mit blonden Haaren in sommerlichem Outfit und Atemschutz-Maske sagte mir, dass ich in einer Stunde wiederkommen könnte, um die Drucke abzuholen. Ich fragte, ob ich auch später kommen könnte und sie entgegnete, dass sie kurz danach frei hat und dann nach Hause möchte, also willigte ich ein. Als ich eine Stunde später zurückkam legte sie die Drucke vor mit auf den Tisch, auf dem Desinfektionsgel, eine Klingel und ein Schild mit dem Titel „Hier warten und nicht auf das Sofa setzen“ lag. Ganz links auf dem Tisch lag ein Haufen Flyer mit dem Titel, dass eine Künstlerin eine

studentische Hilfskraft als Unterstützung bei einem Projekt sucht. Der/die BewerberIn sollte eloquent sein und einen Führerschein und bestenfalls ein eigenes Auto besitzen.

Nach und nach legte die SHK alle Drucke auf den Tisch, bei dem letzten Stapel der Drucke ließ sie einige fallen und begann zu fluchen. Sie sagte, zwei Drucke wären nun beschädigt und zeigte mir auf dem einen Bild einen sehr kleinen Knick und bei dem anderen Bild fand sie die Beschädigung nicht mehr. Sie sagte, sie könnte mir das beschädigte Blatt nochmal drucken und entschuldigte sich vielmals und sagte: „Es passiert halt schon mal Scheiße." Ich fand den kleinen Knick nicht schlimm und sagte, dass das kein Problem ist und zog mit den Bildern inklusive Knick-Bild ab Richtung Aachener Weiher. Dort saß ich mit Sunny auf der Wiese und als es zu regnen begann wickelte ich meine Bilderrolle in meine blaue Sweatjacke ein und wir setzten uns unter einen Baum gegenüber vom Biergarten.

Viel

Katharina Büttgen

Damals, als der Regen auf die Pflastersteine klatschte, saß ich in diesem kleinen grünen Zimmer. Meine Augen kullerten dem Regen nach und es kam mir wie einen Blitz in den Kopf. Wer bin ich? Denn ich weiß nur ich bin viel. Aber die kleinen Menschen fragen mich ständig: Wer bin ich? Und ich weiß es nicht, denn ich weiß, ich bin viel, aber entscheiden, dass kann ich nicht. Und das Drücken des Fragens rast durch den Kopf. Und das Drücken versucht ständig eine Antwort auszudrücken, aber es drückt sich nicht aus. Denn entscheide ich mich für Eins, dann gebe ich das Zweite auf. Und wer bin ich denn dann, wenn ich weiß, ich bin nicht mehr viel? Also entscheide ich mich, denn ich bin nicht eins, denn ich bin das Viele.

Und die kleinen Menschen verstehen mein Entscheiden nicht. Sie denken, ich entscheide mich nicht, da ich das Viele nicht aufgebe. Für sie gibt es nur das Eine und das andere Eine. Und sie entscheiden sich so einfach zwischen dem Einen und dem anderen Einen, als gäbe es nicht beides, als ob es das Viele nicht gäbe. Aber das Viele ist doch das, was mich macht. Und gäbe ich das Eine auf, dann gäbe ich auch einen Teil von mir auf.

Die anderen kleinen Menschen mit ihrem Vielen sehen ihr Vieles nicht. Sie geben so einfach das Eine auf, als ob sie das andere Eine nicht hätten. Sie geben sich selbst so einfach auf, als ob es das andere von ihnen nicht gäbe. Als ob sie sich fremd wären, denn merken sie nicht, dass sie sich selbst aufgeben?

Und sie sagen nur, du bist doch mehr das Eine als das andere Eine. Du bist mehr das Eine, also bist du auch das Eine. Also kannst du nicht das andere Eine sein, denn du bist schon das Eine. Du musst erst das andere Eine aufgeben um das Eine sein zu können. Denn das Eine ist anders als das andere Eine und du kannst nicht das Eine sein, wenn du auch das andere Eine bist. Denn das Eine wäre dann nicht mehr das Eine. Und das andere Eine wäre nicht mehr das andere Eine. Es wäre nur noch eine abstrakte Form vom Einen, eine abstrakte Form vom anderen Einen. Es wäre nur ein Bruchstück vom Einen, ein Bruchstück vom anderen Einen. Aber auf keinen Fall wäre es ein Puzzlestück, dass zu einer Einheit führt. Denn das Eine ist dem anderen Einen so fremd, dass es sich nicht vereinen lässt. Es sind nur Splitter von dem, was du sein könntest, aber niemals das, was du bist. Also sollte ich mich für das Eine oder das andere Eine entscheiden, bevor die Splitter mich verbluten lassen.

Aber sagt mir doch, gäbe ich das Eine auf, was würde es füllen? Sagt mir, gäbe ich das andere Eine auf, gäbt ihr mir was Anderes zum Füllen? Denn was bleibt von mir übrig,

wenn ich einen Teil von mir aufgäbe? Ich sag euch, ich wäre nicht vollkommen. Ich wäre eine abstrakte Form von mir selbst. Es gäbe nur ein Bruchstück von mir. Und das fehlende Puzzlestück hätte ich aufgegeben, nur um nicht zu verbluten. Denn was bleibt, wenn ich es aufgäbe ist eine Leere. Und diese Leere drückt die Luft weg. Aber sagt mir, wie verlässt man sich selbst? Sich selbst zu verlassen und die Luft zu vergessen.

Und sie sagen nur, ich entfremde mich. Ich würde mich entfremden, von mir selbst und dem Einen und dem anderen Einen. Aber das würde ich, kleiner Mensch einfach noch nicht verstehen. Denn ich würde nur Alles wollen. Ich könnte nicht loslassen. Mich nicht trennen, von dem, was mir im Weg steht. Denn das andere Eine steht mir im Weg. Und besonders, es steht dem Einen im Weg. Denn da das Eine dem anderen Einem so fremd ist, kann man nie beides vollkommen haben. Man entfremdet sich von beiden, denn beides kann man nicht haben. Und so entfremdet man sich von sich selbst. So hat man nichts mehr, außer der Befremdlichkeit. Man kann nun einfach nicht unterschiedlich in sich selbst sein. Dass würde einen zerstören. Ein menschlicher Körper könnte diese Gegensätze nicht ertragen. Der Körper kann nicht komplett rot und blau sein. Denn so kann er nicht komplett sein. Denn hat er beides, ist er nicht definierbar. Nicht sortierbar. Der Körper passt nicht, er ist weder blau noch rot.

Also verlier dich nicht in dir selbst, nach der Suche nach Allem zu verbinden, dann du wirst ewig suchen. Du wirst dir ewig fremd sein und dich dabei verlieren.

Doch sie verstehen nicht, dass das Alles nicht das Viele ist. Sie verstehen nicht, dass das Viele nicht nach dem Allen strebt. Sie verstehen nicht, dass das Viele in sich vollkommen ist. Denn das Viele braucht das Eine. Das Viele braucht das andere Eine. Das Viele kann nicht vollkommen sein, wenn ein Teil fehlt. Das Viele ist doch erst definiert durch das Eine und das andere Eine.

Also wie könnt ihr das Viele kategorisieren wollen? Wie wollt ihr das Viele in das Eine oder in das andere Eine reduzieren? Denn tut ihr dies, ist es nicht mehr das Viele, dann ist es nur noch das Eine oder nur das andere Eine.

Und ihr wollt, dass ich mich trenne. Ihr wollt, dass ich mich über das Eine oder das andere Eine definiere. Aber ich bin nicht weder das Eine noch das andere Eine. Ich bin nicht kategorisierbar in Einem, also entfremde ich mich lieber von eurer Einheit.

Denn im Vielen kann das Eine nicht ohne das andere Eine. Und wie das Viele das Eine braucht, wie das Viele das andere Eine braucht, brauche ich das Viel in mir selbst.

Und so ist das Eine das, wo ich wohne, wo zu Hause bin, wo ich denke, wo mein Körper ist, wo Heimat ist, wo Sicherheit ist, wo Zeit ist, wo ein Teil von mir ist. Und das andere Eine ist nur dort, wo meine Seele ist, wo mein Gefühl ist, wo ich etwas habe, was sich

nicht beschreiben lässt. Aber wichtig, dort ist, wo mein anderer Teil ist. So trenne ich nicht den Körper von meiner Seele. Also entscheide ich mich, ich entscheide mich nicht.

In Zeiten von Corona

Johanna Cyrkel

Zwanzigster Mai zweitausendzwanzig
Und ich hör´ am liebsten den ganzen Tag Bibi und Tina.
Dann muss ich meinen eigenen Gedanken nicht zuhören.
Die kreisen momentan immer
und immer wieder
um sich selbst und ich komme nicht zur Ruhe.
Ich bin gestresst von den Aufgaben, die ich mir selbst gebe und zu faul meine Freunde zu besuchen.
Ich bin ständig unruhig,
auf dem Sprung im Hinterkopf.
Köln fehlt. Aber in Köln ist ja auch nichts. Kreise.
Ich bin bereit mich neu zu verlieben.
In die Lebendigkeit,
in den Sommer,
in das Flanieren in der Stadt.

Dreiundzwanzigster Mai zweitausendzwanzig
Und wir klettern aufs Dach, um dem Sommernachtshimmel über meinem Heimatdorf ein bisschen näher zu sein.
So wie dem Gefühl
wieder ein kleines bisschen freier zu sein.
Die mulmigen Gedanken versteckt in der hintersten Hosentasche.
Aufgeladen mit überdurchschnittlichem Selbstbewusstsein,
weil die Vergleiche fehlten
und auf Instagram ist ja eh jeder schön.
Aufladen. Entladen.
Annehmen. Loslassen.
Sommergewitter im Mai.
Manchmal braucht es eine Woche schlechte Tage
und dann einen guten.

Vierundzwanzigster Mai zweitausendzwanzig
Beim Autofahren schaue ich immer aus dem Fenster
und weiß trotzdem nicht, wo ich bin.
Seit ein paar Stunden abgedriftet in meine eigenen Gedanken.
Irgendwo zwischen Realität und Traum.

Gedankendenken.
Ach, süße Melancholie.
Mein Leben als Annenmaykantereit-Song.
hundertvierundsiebzig likes auf bumble und tinder.
Angst allein zu sein.
Körperkontakt auf Abstand.
Und ich rede mir ein,
dass es ohne die Pandemie anders wäre.
Permanente Selbstzerpflückung, nur um sich danach selbst wieder zusammenzusuchen.
Abendliche Puzzlestunden.
In Zeiten von Corona.
Und pingeliche Pinterestpinnwände um sich selbst in der Hinterhand zu behalten.
beinahe schüchtern bei menschlichem Kontakt
Verlernt zu sein.
Und Stunden vergehen, ich im Kopf.
Aller Tage Abend.
Bis man sich mit Zahnpastafleck auf der Brust,
rotem Gesicht
und viel zu langen Fußnägeln im Badezimmerspiegel wieder selbst begegnet.

Fünfundzwanzigster Mai zweitausendzwanzig
Die Wohnung ist überfüllt mit Altglasflaschen, die sich im Flur auf dem Schuhschrank stapeln,
in einem noch Heißmacherwürstchen vom Vormieter.
Wir haben dreizehn angebrochene Packungen Reis,
die nie jemand benutzt.
Und trotzdem so leer ohne Dich.

Sechsundzwanzigster Mai zweitausendzwanzig
Wenn du niest, denkt gerade jemand an dich.
Heute haben wir gleichzeitig beide an einander gedacht,
geniest hab´ ich nicht.
Dein Dialekt ist stärker, wenn du länger dort warst – WhatsApp Sprachnachricht als Zeuge.
Der Versuch einander aus dem Weg zu gehen.
Unverbindlich.
Trotzdem schön.
So schön sitzen wir zwischen den Stühlen.

Achtundzwanzigster Mai zweitausendzwanzig
Und ich rede mit Namen auf dem Bildschirm und fühle mich dumm.
Leben zwischen Zoom Meetings.

Und ich bin faul
und träge
und sehe den ganzen Tag nichts anderes als mein altes verstaubtes Handy,
dass seit Monaten zwischen Schreibtischlampe und Stifteglas liegt und mich von da aus,
gebettet auf zwei Taschentuchpackungen
hämisch anstarrt.
Eigentlich sollte ich das längst entsorgt haben,
aber wo entsorgt man ein nicht mehr funktionierendes Handy?
Sind da nicht irgendwelche wertvollen Rohstoffe drin? Dumm.
Vom Hintergrund zum Vordergrund und wieder zum Bildschirm zurück.

Erster Juni zweittausendzwanzig
Meine Mutter misst jetzt Blutdruck.
Jeden Morgen.
Jeden Abend.
Und irgendwann kann ich der Versuchung nicht widerstehen und wickel´ mir das Ding
um den Arm.
Beklemmend.
Und zu hoch.
Na, mein Blutdruck steigt doch schon,
wenn ich nur daran denke ihn zumessen. Und an Dich.
Jetzt habe ich ständig Herzrasen.

Zweiter Juni zweitausendzwanzig
Sonntag – konstruierte Pause
Pamela wünscht Guten Morgen
Schwankende Gemüter der frühsommerlichen Hitze wegen
Und gefangen im Wechselspiel von draußen und drinnen
Instagram und Abendbrot
#blacklivesmatter und „*die Ohrenstäbchen sind alle*“
Meine trivialen Nebensächlichkeiten kommen mir blöd vor
Und ich würde am liebsten alles bisher Geschriebene löschen
Die täglichen zehn Minuten Realität
Doch dann rutscht ein Bild von Dir und Ihr zwischen die schwarzen Vierecke auf
Instagram
Und ich bin wieder ganz bei mir
– schäme mich dafür.

Achter Juni zweitausendzwanzig
Drüben der Presslufthammer
Das Wetter ist schön.
Die Sonnenliege über Nacht verschönert mit drei großen Klecksen Vogelkacke.

Das Haus meiner Eltern sieht aus als würde es lachen.
Es pocht da, wo mein Gehirn sein sollte.
Vögel schreien mich an.
Lass mich in Ruhe.
Ich lass mich in Ruhe.
Ja
Nein
Ja
Nein
Irgendwo dazwischen
Und wieder zurück

Sechzehnter Juni zweitausendzwanzig
Ich blicke aus dem Fenster
Draußen ist noch da.
Gedanken als Kunstkonstrukt
Vom Nachbarhaus zum Blumentopf und zu mir zurück.
Schirm ist Trumpf.
Das Prasseln im Rhythmus.
Zu viel ich in meinem Kopf
Wir reden über das Wetter
Unsere Fledermäuse haben Namen
– ironisch natürlich
Fast ausgesprochene Worte werden mit dem letzten Schluck Bier wieder runtergeschluckt
– romantisiert durch lang ersehnte Regentropfen am Fensterglas
Ich weiß du hörst es auch,
unser Schweigen ist zu laut
Ich gehe mir das zweite Mal die Zähne putzen
und lasse meine Tür einen kleinen Spaltbreit auf.

Vierter Juli zweitausendzwanzig
Zwei Gläser Wein gefüllt mit Sommer
stehen zwischen unseren Füßen
Die Fußnägel bemalt mit Trendfarbe Flieder
Es ist unbequem auf den harten Holzdielen
doch zu bequem, um aufzustehen
Unschlüssigkeit all day long
So langsam stellt sich die Freiheit ein,
die der Sommer verspricht
Das an den See fahren
und schließlich ohne *denSattelzuberühren* zurück radeln,
weil man sich die Arschbacken verbrannt hat

Das am Eigelstein sitzen
– wenn es dann wieder geht
Die Maske am Handgelenk
Rhabarberschnaps auf meiner Zunge
halb wahre Geschichten erzählen
mit richtigen Menschen
Der erste Sommerregen in Köln
Eine LGBTQ Flagge segelt durch unseren Innenhof
Irgendwohin – weg.
#blacklivesmatter fast vergessen
Schwarze Vierecke als Schuldenerlass.

© all 2020